Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des neunten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß des neunten Bandes.

Familienehre.

Roman

von

Carl Ed. Klopfer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die ungewöhnliche Erscheinung kam immer näher. In einer Parklichtung, die der Mond grell beleuchtete, wandte sie sich um, so daß sie jetzt vollständig sichtbar wurde. Es war eine schmächtige, aber hochgewachsene Frau, in einen faltenreichen, hellgrauen Seidenüberwurf gehüllt, deren Gesicht blaß und abgemagert, aber noch mit erkennbaren Resten einer einstigen Schönheit aus dem Rahmen hervorsah, den das dunkle, an einigen Stellen schon ergraute, reiche, wallende Haupthaar und ein halb herabgefallener Kaschmirshawl um den Kopf bildete. Was aber diesem edel geschnittenen Gesichte einen wirklich unheimlichen Ausdruck verlieh, das war das große, dunkle Augenpaar, das blitzend in den tiefliegenden Höhlen unstät rollte. Es war etwas wie eine ewige, nervenzerstörende Angst in ihrem Blicke, der bald nach dieser, bald nach jener Seite hinspähte, als habe er verborgene Lauscher, unsichtbare Verfolger zu erforschen.

„Das ist die Schloßfrau von Goseck," flüsterte Vollbrecht den Genossen zu, „die sonst unsichtbare Einsiedlerin auf dem Gute, von der im Volksmunde ganz abenteuerliche Gruselgeschichten herumgehen."

„Sie soll wahnsinnig sein," bestätigte Brandt, der gleich den Uebrigen nicht im Stande war, sich trotz seines Unbehagens von diesem mysteriösen Schauspiel loszureißen. „Vielleicht liebt sie solche einsame nächtliche Spaziergänge in dem Parke. Mein Gott, das ist ja entsetzlich! Seht nur, sie scheint mit sich selbst zu sprechen, ihre blassen Lippen bewegen sich im unaufhörlichen Geflüster!"

Ein plötzlicher Schauer durchfuhr jetzt die Gestalt der etwa vierzigjährigen Frau. Sie hatte die vier Lauscher dicht in ihrer Nähe am Gitter erblickt. Ehe diese noch recht schlüssig wurden, ob sie sich entfernen oder ob sie bleiben sollten, kam die Gestalt mit raschen Schritten auf sie zu, das Haupt vorgeneigt, den flammenden Blick starr auf sie gerichtet.

„Ich weiß, ich weiß — o kommt nur! — aber ihr findet ihn nicht — wo ist er — wo? — und das Kind — der Knabe — o mein Gott!"

In diesem Augenblicke wurden rasche Schritte vom Schlosse her hörbar. Ein ältlicher Mann in einer einfachen Livree kam in Begleitung einer Frau um die Ecke.

„Dort ist sie!" rief der Diener und zeigte nach der Dame, die sich jetzt umwandte und einen gellenden Schrei ausstieß, der den Künstlern durch Mark und Bein ging.

Im nächsten Augenblick waren der Mann und seine

Begleiterin bei der Wahnsinnigen. Sie faßten sie am Arme und bemühten sich, sie unter begütigenden Worten mit sich fortzuziehen. Aber diese widerstrebte.

„Laßt mich, laßt mich!" jammerte sie in flehendem Tone und suchte sich loszureißen. „Dort, seht — jene Männer — sie bringen mir meinen Hans — laßt sie ein! — Zurück, ihr Elenden! — Hilfe! Hilfe!"

Sie wehrte sich, bis sie erschöpft in die Kniee sank. Ihre Hilferufe wurden schwächer, und endlich schien sie von einer Ohnmacht befallen.

„Mein Gott!" sagte das Weib, den herabgefallenen Shawl aufhebend, „wer hätte geglaubt, daß sie wieder so ausarten würde. Das ist jetzt seit vier Jahren wieder zum ersten Male. Höre, Dominik, ob das nicht am Ende eine schlimme Bedeutung hat? Na, für die Arme wär's eine Erlösung!"

„Schwatz' nicht so einfältiges Zeug," antwortete der Mann barsch. „Gehe lieber voraus und mache den Schlaftrunk für sie zurecht, damit wir sie endlich zur Ruhe bringen, denn wenn sie erwacht, wird sie toben."

Damit hob er die Bewußtlose vom feuchten Rasen auf und trug sie auf seinen kräftigen Armen davon, nach dem Hause zu, hinter dem seine voranlaufende Begleiterin eben verschwunden war.

Die vier stummen Zuseher dieser Scene schüttelten sich, als sie den letzten Zipfel des hellen Gewandes der Ohnmächtigen an der Ecke des Schlößchens aus den Augen verloren. Es war, als fühlten sie sich von einem drückenden Alp befreit.

„Kommt, Freunde," mahnte Wurm, „es wird spät. Wir wollen uns beeilen, nach Hause zu kommen."

„Du hast Recht, Michel," stimmte Vollbrecht bei. „Aber mir ist nach diesem nervenerregenden Anblick ordentlich kalt geworden. Ich muß in der Stadt noch ein Gläschen warmen Schlummerpunsch zu mir nehmen, um mir die etwas krausen Gedanken über dieses Schauspiel zu vertreiben, daß sie mir nicht am Ende im Traum den ganzen Spuk wiederholen. Ich würde mich bedanken!"

„Wahrhaftig, wir auch! Also, munter ausgegriffen, damit wir bald die Stadt und den dampfenden Beschwichtigungspunsch erreichen. — Stampfel, ich gratulire Dir, Du scheinst ja mit einem Male zur menschenwürdigen Verfassung zurückgekehrt zu sein. Na, wenn Du Dich anständig hältst, so darfst Du mittrinken."

„Was der Michel nur hat? Ich befinde mich ja — sehr — wohl," erwiederte Luigi sanft, wiewohl etwas kleinlaut.

Wirklich hielt er sich auf dem ganzen Wege überaus tapfer. Seine Schritte befestigten sich immer mehr, so daß Wurm am Anfange des Weichbildes der Residenz ihn feierlich zur Antheilnahme am Punsch befähigt erklärte.

„Aber Du bist ja ganz ungewöhnlich einsilbig geworden, altes Haus?" wandte sich Vollbrecht verwundert an den Maler, der wirklich seit jenem Auftritte in Goseck noch kein Wort über die Lippen gebracht hatte.

„Na, ich hoffe, der Punsch wird mich aufheitern. Seht, da blinkt schon aus der Königsstraße das Licht der

Kneipe ‚Zur silbernen Rübe'!" rief Brandt, seinen Gang beschleunigend. „Mich hat die Geistergeschichte da draußen gewaltig angegriffen, daß ich mich darnach sehne, die Erinnerung daran hinabzuspülen. Aber interessant war es doch, Vollbrecht, und die Scene hat mich zu einem neuen Bilde angeregt: Die nachtwandelnde Lady Macbeth. — Wie findet ihr dieses Sujet?"

„Nicht übel. Vielleicht gelingt es Dir, Deine hohe Gönnerin, die Baronin Mühlhoff, für diesen Stoff zu interessiren."

„Das wäre herrlich! Seht, so habe ich von dem tollen Gelage doch eine fruchtbare Ausbeute mit heimgebracht: Das Geheimniß des verwunschenen Schlosses."

Fünftes Kapitel.

Im Ministerpalais.

Das Palais des Ministers Graf Wladimir v. Wernshausen war heute schon seit dem frühesten Morgen der Schauplatz einer festlichen Bewegung, die sich vom Intendanten bis zum letzten Stallburschen herab erstreckte. Die Vorbereitungen galten der Feier des sechzigsten Geburtstages Seiner Excellenz.

Der alte Rößler, der würdige Intendant und Haushofmeister, kam keinen Augenblick zur Ruhe. Bald erschien er im großen Bankettsaale, die Tafeldecker beaufsichtigend, welche das kostbare Silberservice auflegten, bald eilte er durch die Dienerzimmer, um im nächsten Augenblick in der Küche oder auf der Treppe aufzutauchen, kurz überall, wo die zahlreiche Dienerschaft mit den Vorbereitungen zu

dem abendlichen Feste beschäftigt war. Jetzt inspizirte er die Ausbreitung der persischen Teppiche auf den Marmorstufen der Freitreppe, dann beobachtete er im statuengeschmückten Vestibule die Aufstellung der Palmen und sonstigen exotischen Treibhausgewächse; wenige Sekunden später schwirrte er mit fliegenden Rockschößen an Köchen und Kellermeistern vorbei, um gleich darauf in den Spiel- und Rauchzimmern zu erscheinen, wo die grünen Tische zurechtgestellt wurden. Dabei benützte er jede zufällige Begegnung mit dem Kammerdiener des Grafen, um nach der Stimmung Seiner Excellenz zu fragen, wonach er sein Prognostikon für das Gelingen des bevorstehenden Festes stellte.

Ueberall, wohin man sehen mochte, traf man auf fieberhafte Vorbereitungen, und es gereichte wohl allen daran Betheiligten zu nicht geringem Vergnügen, als endlich die neunte Abendstunde herangerückt war.

Wagen auf Wagen fuhr die gedeckte Rampe empor und lud eine Anzahl von Damen und Herren vor dem Vestibule aus. Und erst das Gedränge im großen Festsaale, wo der allmächtige Minister die Gratulationen seiner Gäste entgegennahm!

Gegen halb Zehn erschien sogar Seine königliche Hoheit der Kronprinz mit zahlreichem Gefolge, und überbrachte Graf Wladimir v. Wernshausen nebst den herzlichsten Gratulationen des Herrscherpaares den höchsten Orden des Landes.

An einem der Buffets stand der dicke königliche Leibarzt, Medicinalrath v. Pleuer, mit dem Ober-Hofjäger-

meister Grafen Neufeld im Gespräch. Es war ein originelles Paar: der Medicinalrath kurzbeinig, schmerbäuchig wie eine Tonne, mit einem glattrasirten, rothen Schwammgesichte, aus welchem die Brillengläser wie Brillanten auf purpurnem Plüsch-Untergrund hervorblitzten. Hingegen war der Jägermeister eine langbeinige, überaus hagere Figur. Sein gelbes, schlaffes Gesicht trug einen dicken, graumelirten Schnurrbart, den er mit Vorliebe zwischen den dürren Fingern drehte. Nur eine Aehnlichkeit hatten diese beiden Gegensätze: eine gewaltige Platte, die sich bei Beiden vom Scheitel bis zum Genick hinabsenkte.

„Das ist ganz klar, mein Lieber," schnarrte Graf Neufeld, „daß Wernshausen jedes Hinderniß bereits weggeräumt hat, welches zwischen ihm und der Baronin Mühlhoff lag. Die Vermählung wird nicht mehr lange auf sich warten lassen."

„Sie glauben also wirklich?" pustete der Leibarzt über sein Glas Sherry-Cobler hinweg. „So hat Excellenz also seine Zustimmung gegeben?"

„Konnte er denn anders? Mag ihm sauer genug geworden sein. Aber Udelbach hat mir vorhin als bestimmt mitgetheilt, daß der alte und der junge Wernshausen heute Vormittag die Sache mit einander in's Reine gebracht haben."

„Jawohl, ganz richtig," mischte sich ein junger Husarenoffizier in's Gespräch, dem geadelten Leibarzt herablassend die Hand reichend. „Der Minister kann's allerdings noch immer nicht verwinden. Haben Sie nicht gesehen, wie kühl er die Gratulation seines Sohnes entgegengenommen hat?"

„Wir dürfen uns also vielleicht darauf gefaßt machen," entgegnete Graf Neufeld, „daß die Verlobung noch heute Abend proklamirt wird?"

„Nein, das hat sich der alte Graf verbeten," erwiederte der Husar, „obwohl Herbert Alles aufgeboten hat, es durchzusetzen. Aber Graf Wernshausen blieb unerbittlich, ebenso wie er, trotz der Vorstellungen des Sohnes, keine Einladung zum heutigen Feste an die Baronin ergehen ließ."

„Aber fühlt sich denn Frau v. Mühlhoff durch diese Nichtachtung nicht beleidigt?" meinte der Leibarzt.

„Ah bah, die hält fest," lachte der Husarenoffizier höhnisch, „und weiß sehr gut einen Grafen Herbert Wernshausen auf seinen Werth zu schätzen!"

„Doch da muß ja dann das Verhältniß zwischen Seiner Excellenz und seiner Schwiegertochter ein ganz hübsches werden."

„Sie werden wohl keine Gelegenheit haben, mit einander zu verkehren. Herbert gedenkt sich gleich nach der Vermählung mit seiner Gattin nach Goseck zurückzuziehen, wenn er nicht dem Anrathen seiner Freunde folgt und eine längere Reise in's Ausland unternehmen will."

„Das würde auch ich Herbert rathen, wenn ich ihm überhaupt noch einen Rath ertheilen wollte," bemerkte Limbach, der mit einigen Freunden in der Nähe stand, „denn er würde sich manche Bitterkeit dadurch ersparen, die seine stolze Seele gewiß nicht ruhig hinnehmen kann."

„Wieso?" fragte Goswitz den Sprecher.

„Weil er sich täuscht, wenn er glaubt, die höheren

Kreise würden der Gräfin v. Wernshausen anders entgegenkommen, als der Baronin Mühlhoff. Die ablehnende Haltung, die der alte Graf dieser Verbindung gegenüber einnimmt, kann gleichfalls nicht dazu beitragen, Frau v. Mühlhoff-Wernshausen hoffähig zu machen. Ich befürchte daher das Schlimmste, denn Herbert wird das, wie gesagt, nicht so ohne Weiteres sich bieten lassen."

Auch wer nicht so genau über die Verhältnisse im Hause des Ministers unterrichtet war, mußte den auffallenden Ernst seines Sohnes am heutigen Abend mit Befremden wahrnehmen. Bei dem Bankett saß der junge Wernshausen wie versteinert auf seinem Platze, aber ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, wie nervös seine Hand auf der zusammengeballten Serviette, an dem Brode neben dem Teller herumtastete. Von Zeit zu Zeit zuckte es um seine Mundwinkel, und die tiefen, schier unergründlichen Augen blitzten wie unter verhaltenem Zorne auf.

„Mein armer Freund ist auf dem besten Wege, sich im eigenen Feuer zu verzehren. Unglücklicher Herbert!" flüsterte Limbach dem neben ihm sitzenden Goswitz zu.

Graf Wladimir v. Wernshausen erhob sich jetzt und klopfte mit dem Messerrücken an sein Weinglas, noch einen letzten raschen Blick auf die Tafelrunde werfend. Eine sekundenlange allgemeine Bewegung, dann lautlose, erwartungsvolle Stille.

Mit seiner feinen, aber scharf accentuirten Stimme brachte der Minister den Toast auf den König aus. Als er mit einem kräftigen Hoch schloß, die Musikkapelle mit

einem rauschenden Tusch einfiel, und der Chor der Gäste unter lauten Hochrufen die Gläser aneinander klirren ließ, mußte der Nachbar des jungen Grafen diesen erst durch eine verstohlene Bewegung aus seiner Zerstreuung erwecken, daß er sich erhob und seinen Kelch an die anderen stieß, die ihm von ein paar Dutzend Händen entgegengehalten wurden.

In dem allgemeinen lärmenden Trubel wurde es nicht bemerkt, daß einer der Lakaien von der Thürschwelle her dem Intendanten einen bezeichnenden Wink gab. Der alte Rößler blickte unmuthig auf und entfernte sich dann zögernd und kopfschüttelnd aus dem Saale, dessen Wände von den Klängen der Nationalhymne widerhallten, mit der das Orchester den Toast des Hausherrn in's Musikalische übertrug.

Jetzt war der Anstoß zu der üblichen Reihe der übrigen Trinksprüche gegeben. Schon räusperte sich auch Herr v. Püllnitz, der zu dem Minister in fernem Verwandtschaftsgrade stand, und holte zur Deklamation des gereimten Spruches aus, den er sich für baare sechzig Mark von dem Poeten des Musenhofes „Zur silbernen Rübe" hatte zuschneiden lassen.

Er war jedoch noch nicht über den ersten Vers hinausgekommen, als der alte Rößler mit todtenbleichem, verstörtem Antlitz hinter dem Stuhl des Ministers auftauchte. Er beugte sich zitternd vor und flüsterte dem Hausherrn einige Worte zu.

Graf Wernshausen wandte sich rasch um und starrte dem Haushofmeister in's Gesicht. Herr v. Püllnitz ver-

stummte, während Alles lautlos nach dem Platze des Ministers sah, wo sich etwas Ungewöhnliches, Erschreckendes vorzubereiten schien.

„Pardon, meine Herrschaften," sagte Wernshausen aufstehend, „Sie gestatten, daß ich auf den Augenblick eine außerordentliche Meldung entgegennehme."

Er trat zurück und wechselte mit Rößler einige hastige Worte. Ein Gemurmel flog durch den Saal, auf jedem Gesichte war gespannte Erwartung zu lesen. Die Zunächstsitzenden konnten einige Worte aus dem Zwiegespräch zwischen dem Minister und dem Intendanten auffangen.

„Der alte Dominik ist hereingekommen?"

„Vor zwei Minuten. Ich hätte nicht gewagt, aber — doch, ich dachte —"

„Schon gut. Fertigen Sie ihn ab. — Machen Sie rasch meinen Sohn aufmerksam und rufen Sie meinen Vetter, den Freiherrn v. Blank, zu mir in's Nebenzimmer. — Mein Gott, diese Sensation — die Störung!"

Damit verließ er mit raschen Schritten den Saal, sich in eines der leeren Seitengemächer zurückziehend.

Während Herbert und Herr v. Blank, welche Rößler nach der Weisung des Grafen rasch verständigt hatte, dem Minister eiligst folgten, ging eine Bewegung durch die Festgesellschaft. Jeder frug den Anderen um Auskunft, als ob der mehr gewußt hätte, als die Uebrigen. Hunderterlei Vermuthungen schwirrten hin und her.

„Eine wichtige diplomatische Meldung vielleicht?" frug General v. Schlingheim seine Nachbarn, die rathlos die Achseln zuckten.

„Nein," sagte Limbach, „dann brauchte der Graf nicht seinen Sohn und Herrn v. Blank mit abzuberufen."

Einige Herren verließen die Tafel und sahen sich nach dem Haushofmeister um, den man zu näheren Mittheilungen zu bewegen hoffte. Aber Rößler war in kluger Voraussicht dessen aus dem Saale verschwunden.

Fünf peinvolle Minuten verstrichen. Endlich erschien der Freiherr v. Blank zwischen den zurückgeschlagenen Portièren des kleinen Nebenzimmers. Seine Miene war überaus ernst, und der Schritt, mit welchem er sich dem Platze an der Tafel näherte, den der Minister vorhin verlassen, hatte etwas Bedeutungsvolles, Feierliches. Alles drängte sich heran, jedes Auge hing an den zusammengekniffenen Lippen des Freiherrn, der mit gesenktem Haupt an die Tafel trat.

„Mir wurde die peinvolle Aufgabe zu Theil," begann er, „die geehrte Versammlung von einem betrübenden Ereignisse in Kenntniß zu setzen, das mit furchtbarer Wucht die Freude des gegenwärtigen Abends zerstört. Das Haus meines geliebten Vetters, Seiner Excellenz des Herrn Grafen Wladimir v. Wernshausen, wurde von einem ebenso plötzlichen als traurigen Schicksalsschlag getroffen." Er hielt inne und strich sich tiefaufathmend über die schweißperlende Stirne. Lautlose Stille herrschte ringsum, die den bedeutungsvollen Worten des Freiherrn eine doppelt einschneidende Wirkung verlieh.

„Widmen Sie der allverehrten Familie das innigste Beileid, meine Herrschaften," fuhr Herr v. Blank endlich fort; „soeben traf die erschütternde Nachricht von dem

Ableben der Frau Gräfin Aurelie v. Wernshausen ein. Die Gattin Seiner Excellenz ist vor einer Stunde auf Schloß Goseck verschieden!"

Eine Sekunden lange Pause, dann ertönte ein Gemurmel durch den Saal, das rasch anschwoll.

„Sie werden es begreiflich finden, wenn Seine Excellenz und Graf Herbert sich für heute zurückgezogen haben," rief Herr v. Blank mit Aufgebot seiner stärksten Stimme in das Getöse; „ich habe ihre diesbezügliche Entschuldigung an die hochverehrten Anwesenden zu überbringen —"

Die weiteren Worte des Sprechers wurden von dem allgemeinen Stimmengewirr verschlungen.

Fünfzehn Minuten später boten die noch hell erleuchteten Festräume einen öden Anblick. Unter den Letzten, die das Ministerhotel verließen, waren Baron Limbach und Goswitz.

„Ein Donnerschlag aus heiterem Himmel," sagte der Erstere, die Treppe hinabsteigend, deren prunkvoller Festschmuck von Smyrnateppichen, Gobelins, Festons, Guirlanden und Pflanzenspalieren einen krassen Gegensatz zu der verhängnißvollen Störung des Festes bildete. „Jetzt wird Herbert nothgedrungen einen Aufschub gelten lassen müssen. Ich beginne schon wieder zu hoffen."

Sechstes Kapitel.

Irene.

Schon am frühen Morgen hatte Stephan Brandt seine Besuchstoilette zurechtgemacht, in welcher er sich in dem Palast auf dem Opernplatze einzufinden gedachte. Das

schwarze Beinkleid, das ihm der hilfsbereite Stubengenosse zur Verfügung stellte, wurde sorgfältig gebürstet und mit Tinte soweit appretirt, daß es in gewisser Entfernung wirklich einen ganz respektablen Eindruck machte.

„Du hast eben nur darauf zu achten, daß Du zwischen der Frau Baronin und Dir die angemessene respektvolle Entfernung beibehältst," meinte Vollbrecht, der ihm bei dem schwierigen Kunststück der Ankleidung Beistand leistete. „Der Hemdkragen, der allenfalls die beobachtenden Blicke auf sich lenken könnte, ist wirklich ein Meisterstück Deiner Architektonik, aus dem feinsten schneeweißen Kartonpapier geschnitten."

„Und die Stiefel müssen eben durch Glanz ersetzen, was ihnen an Neuheit abgeht," lachte Stephan resignirt, „ich habe die letzten Borsten unserer gemeinsamen Schuhbürste daran gesetzt. Das arg gequälte Instrument muß nun in den Ruhestand versetzt werden."

Endlich stand der Maler fix und fertig angekleidet in der Stube, nichts fehlte mehr an seiner Gewandung; sogar ein Paar Glacéhandschuhe hatte er sich zu verschaffen gewußt. Sie waren ihm zwar zu klein, denn sie gehörten eigentlich Lottchen Walker, dafür aber steckten sie mit solcher Koketterie in der kleinen Seitentasche seines Paletots, daß kein Unbefangener an seinen wirklichen Eigenthumsrechten darauf gezweifelt hätte. Die bunte Krawatte, ein Prachtstück aus Stampfel's Garderobe, war in einen kühnen, schwungvollen Knoten geschlungen, der sich in seiner Nonchalance als ein Phantasiestück von durchdachtester Komposition darstellte.

„So, nun prange ich in vollem Wichs,“ sagte Stephan, einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel werfend, vor dem er sich mit etwas Selbstbewunderung herumdrehte, „jetzt noch die Mappe mit meinen Skizzen und Studien unter den Arm, dann bin ich gerüstet zur Audienz bei der würdigen alten Dame.“

„Du glaubst also wirklich, daß sie alt ist?“

„Ja, Wurm hat mich davon überzeugt. Sie ist jedenfalls eine alte, von Gicht und Asthma geplagte, fettgerundete Dame, welche die Kunstliebhaberei als Sport betreibt, soweit ihre Zeit nicht durch einen dicken Schoßhund in Anspruch genommen wird. Sei's drum, ich bin sogar bereit, diesen Mops oder die Lieblingskatze von ihr zu konterfeien, wenn sie es verlangen sollte. Der Weg zum Ruhm führt nicht immer über Blumenpfade.“

„Richtig, es braucht nur frischen Muth, unverwüstliche Laune, um über die weniger angenehmen Wegbiegungen gewandt und wohlgemuth hinwegzusetzen. Darum vorwärts, unentwegt, mit Selbstvertrauen und Humor!“

„Vorwärts, mit Selbstvertrauen und Humor!“ wiederholte Brandt und schwang seine Studienmappe in der einen, den Künstlerhut in der anderen Hand, sich der Thür zuwendend, die jetzt plötzlich aufging.

„Hoho, noch ein klein wenig Geduld, so weit sind wir noch lange nicht!“ rief Wurm eintretend und den Maler mit wohlgefälligem Schmunzeln von allen Seiten betrachtend. „Du hast ja noch eine gute Stunde Zeit, oder willst Du die alte Schachtel schon beim Frühstück stören?“

„Du meinst, es wäre noch nicht die schickliche Stunde?“

frug Brandt etwas kleinlaut. „Aber bedenke doch, wenn sich die Audienz etwas ausdehnt, so muß ich am Ende bis zur Dinerstunde bleiben?"

„Na, vielleicht ist dann die Alte so taktvoll, Dich gleich beim Mittagstisch da zu behalten; beim Essen plaudert es sich jedenfalls leichter."

„Nein, das geht nicht," widersprach Vollbrecht lächelnd, „da müßte er ja den Paletot ablegen und das darf er nicht, wenn der Nimbus seines jetzt so vortheilhaften Exterieurs nicht eine grausame Störung erleiden soll. Mit dem Ueberrock sich zu Tische setzen, das geht aber doch nicht gut an."

„Warum denn nicht? Er erklärt einfach, der Doktor habe ihm verboten, ohne Ueberrock zu speisen."

„Ach laßt die Dummheiten," sagte Brandt, „ich wäre schon froh, wenn mir die Baronin überhaupt eine Bestellung gäbe, die mich freuen könnte. He, was meint ihr, so zum Beispiel eines ihrer in romantischer Landschaft gelegenen Schlösser abzubilden? Ich hätte dann die beste Gelegenheit zu einer angenehmen Reise."

„Weißt Du, Bruderherz, da wär' es noch besser, Du erbötest Dich, ihr ein recht appetitliches Stillleben zu malen: zum Exempel ein feines Austernfrühstück auf frischem Linnen. Mitten auf dem Tisch ein paar bauchige Weinflaschen, daneben eine kalte Kalbskeule, Schinken, Gänseleberpastete und etwas Braunschweiger Wurst. Vielleicht wäre die Baronin dann so freundlich, Dir die betreffenden Modelle hierzu zu häuslichen Studien zu überlassen. Was hältst Du von dieser Idee?"

„Daß sie ganz Deiner Weinnase und Deines Schmerbauchs würdig ist, Michel!" rief Brandt laut lachend. „Wenn ich wirklich darauf eingehen wollte, so würdest Du mit Stampfel Dich bei uns einquartieren, bis der letzte Rest der appetitlichen Modelle vertilgt ist."

„Apropos, wo bleibt denn unser holder Luigi?" frug Richard. „Wir haben ihn seit Montag Abend, seit der Landparthie nicht mehr gesehen. Stephan hat er seine Krawatte durch den Schankburschen der Kneipe herübergeschickt."

„Ja, Freunde, der bereitet sich ernstlich auf sein Klavierkonzert vor. Gestern noch, als ich in meinem Atelier beschäftigt war, den Entwurf zu meinen Reliefs in Thon zu bossiren, hörte ich ihn auf dem Piano rumoren, daß ich jeden Moment erwartete, er werde sammt der Zimmerdecke in mein bescheidenes Quartier herabkommen. Endlich wird's mir zu arg; ich springe auf, eile zu ihm in die Stube hinauf — da sitzt der Unglücksmensch vor dem Klimperkasten, den Rock ausgezogen, die Hemdärmel bis zum Schultergelenk aufgekrempelt — und arbeitet auf der Klaviatur herum wie ein Bäckergeselle, der für ein Bataillon Soldaten Teig zum Kommißbrod knetet. Der helle Schweiß stand ihm auf der Stirne und troff von jedem einzelnen seiner Haare."

„Hahaha! Das heiße ich doch angestrengt studiren. Na, wenn er seine Hoffnungen bezüglich des Konzertes nur erfüllt sieht."

„Aber jetzt ist's wahrhaftig Zeit, daß ich gehe," sagte Brandt, nach der Mappe und nach dem Hut greifend. „Unsere Sonnenuhr da am Fenster, die Richard so kunst-

voll improvisirt hat, zeigt schon fast auf Zehn. Bis ich nach dem Opernplatz komme, vergeht reichlich eine Viertelstunde. Also Adieu, auf glückliches Wiedersehen!"

Die Freunde schüttelten ihm unter fröhlichem Zurufen die Hand, aber in die scherzenden Abschiedsworte klang doch etwas von Ernst hinein, denn Jeder empfand es, daß der junge Künstler vor einem Ereigniß stehe, das vielleicht bestimmt war, seinem Lebenswege eine bedeutungsvolle Richtung zu geben; dieser Besuch bei der Baronin Mühlhoff konnte gleichsam ein Markstein werden, der die Ruhmesbahn des talentvollen Malers von dem dornenvollen Pfade seiner Anfängerschaft schied.

Stephan zwang sich und seine Ungeduld anfangs zu einem gelassenen Schlenderschritt, wenigstens so lange er sich in der Sehweite des Rubenhofes befand, von wo aus ihn vielleicht einige neugierige Kollegen mit den Blicken verfolgen konnten. Aber je weiter er ging, desto kühner wurde der Flug seiner Gedanken, die ihm die herrlichsten Zukunftsbilder vorgaukelten, trotz seines anfangs gefaßten Vorsatzes, an diesen Besuch keine zu großen Hoffnungen zu knüpfen, um sich das Bittere einer möglichen Enttäuschung zu ersparen. Aber wer ist Herr über sein junges Blut, noch dazu, wenn dasselbe aus einem Herzen strömt, das zum ersten Male das unerklärliche, bange und doch so süße Gefühl durchzittert, das man mit dem landläufigen, oft mißbrauchten Namen „Liebe" unter die Begriffe einschachtelt, als ob es überhaupt für dieses Gefühl einen Namen gäbe, als ob es überhaupt ganz begriffen und definirt werden könnte.

Ja, der junge Künstler malte sich seine Zukunft mit einem Pinsel aus, der in eitel Himmelsblau und Morgenroth getaucht war. Und im Hintergrunde seines Phantasiegemäldes erschien im lieblichsten Sonnengold eine wundermilde, keusche Mädchengestalt, die ihm zulächelte: „Jetzt darfst Du kommen, Geliebter!“ ...

Und angefeuert von diesem verlockenden Traum, beschleunigte er seine Schritte, als gälte es, auf geradem Wege dem holden Mädchenbilde in die entgegengestreckten Arme zu eilen. Ehe er sich's versah, stand er auf dem weitläufigen Opernplatz, umgeben von Palästen, deren einer ihm schöner als der andere erschien. Er frug den nächsten Schutzmann nach dem Haus der Baronin v. Mühlhoff.

Als er die breite, teppichbelegte Treppe hinanstieg, klopfte ihm doch das Herz unter einem gewissen beklemmenden Angstgefühl, das ihm die Krawatte etwas zu enge erscheinen ließ. Aber er sagte sich selbst, daß er ja nur einer Einladung Folge leiste, daß er also keinen Grund habe, wie ein schüchterner Bittsteller vor die Hausfrau zu treten.

„Wenn ich der alten Dame nicht gefalle, so habe ich mir doch wenigstens nichts vergeben,“ sagte er zu seiner eigenen Ermuthigung. „Ich habe sie ja nicht gebeten, mir ihre großmüthige Unterstützung angedeihen zu lassen!“

Auf dem Korridor im ersten Stockwerke trat ihm ein hochnasiger Lakai entgegen, der ihn nach seinem Begehr fragte.

„Ich habe mit der Frau Baronin zu sprechen.“ Dann, als er den unverschämt musternden Blick des Livrirten

auf sich gerichtet sah, setzte er hinzu: „Die Gnädige hat mich selbst auf den heutigen Tag hierher bestellt."

„Dann bitte um Ihre Karte!" war die etwas höflichere Antwort.

Stephan schoß das Blut in's Gesicht. Eine Visitenkarte mangelte ihm gänzlich; er hatte nicht einmal daran gedacht.

„Melden Sie nur einfach: Stephan Brandt," sagte er dann kurz, „Maler Brandt, der sich erlaubt, der schriftlichen Einladung der Frau Baronin zu folgen."

Der Bediente entfernte sich mit einem malitiösen Lächeln, für welches ihn der Maler hätte ohrfeigen mögen.

„Na," dachte er, während er auf dem Laufteppich des Korridors ungeduldig auf und nieder ging, „wenn der Empfang der Dame auch nicht freundlicher ist, als der dieses betreßten Hanswursts, dann brauche ich meine Mappe wohl gar nicht erst auszupacken. Nun, wir wollen sehen."

Als der Lakai zurückkam, hatte seine Miene schon viel von der früheren Impertinenz eingebüßt. Er lud den Maler in höflichem Tone ein, den Salon zu betreten, und öffnete ihm sogar mit höchsteigener Hand die Flügelthür.

Frau v. Mühlhoff hatte ihren Platz mit Absicht auf einer in einer dunklen Ecke stehenden Ottomane gewählt, um selbst nicht deutlich gesehen zu werden, während sie den Eintretenden in der grellen Beleuchtung des einen Fensters sehr genau betrachten konnte. Und das wollte sie auch, denn die Einladung an den jungen Maler entsprang einer Absicht, welche dieser nicht im Entferntesten ahnen konnte.

Auf jenem Thee, den die Baronin Irene in der vergangenen Woche gegeben hatte, war sie mit Herrn v. Püllnitz in's Gespräch gekommen, zu dessen Steckenpferden es gehörte, für einen begeisterten und verständigen Kunstliebhaber zu gelten. Er rühmte sich, einem neuen Talente auf die Spur gekommen zu sein, allerdings, ohne nähere Aufklärung über den für ihn etwas beschämenden Umweg dazu zu geben. Als er den Namen Stephan Brandt nannte, da durchzuckte es Frau v. Mühlhoff wie eine alte Erinnerung. Sie sah sich im Geiste in das kleine Städtchen versetzt, wo ein Schreiner der Nachbar eines biederen Schneidermeisters war. Der Held des Hobels hieß Lehmann, der Ritter von der Nadel und der Scheere — Brandt. Der Letztere war reich mit Kindern gesegnet und fand nur mit Mühe sein Auskommen, hätte aber doch nicht mit dem bei Weitem wohlhabenderen Nachbar getauscht, der nur ein einziges Kind hatte, denn die kleine Irene machte ihrem Vater schon im Konfirmationskleidchen bange Sorge durch ihre flatterhafte Gesinnung, durch ihre Putzsucht und ihre deutlich zu Tage tretende Koketterie, die ihr im Städtchen schon bei Zeiten den Spitznamen „die Zierpuppe" einbrachte. Diese wenig schätzenswerthen Eigenschaften, Resultate der verzärtelnden Erziehung einer schwachen, kränklichen Mutter, entwickelten sich noch mehr, als diese Mutter das Zeitliche segnete. Der Vater, der wenig von Pädagogik verstand, versuchte umsonst, die Tochter zu seinen braven, aber etwas ungeschlachten Anschauungen zu bekehren, und als er zur nachdrücklicheren Beweisführung seiner Lehren und Ermahnungen zum Stocke griff,

erbitterte er das Mädchen nur noch mehr gegen sich und seine Grundsätze. Als Irene etwa sechzehn Jahre alt war, kam eine Schauspielertruppe in's Städtchen — zum Unglück für Meister Lehmann und seine Tochter. Diese wollte keine der angesagten Vorstellungen versäumen und quälte den Vater fortgesetzt, ihr den Besuch des Theaters zu erlauben. Doch eines Abends, es wurde gerade ein besonders beliebtes, lustiges Stück gegeben, verbot ihr der Alte rundweg, das Theater zu besuchen, weil, wie er erklärte, jenes Stück für das junge Ding gar nicht passe. Und diesmal blieb er unerschütterlich, trotz der Bitten und Thränen der Tochter. Aber als der Schreiner Abends aus dem Wirthshause nach Hause kam, wurde ihm von der Wirthschafterin die Meldung gebracht, Irene sei trotz des väterlichen Verbotes nach dem Gasthofe gegangen, wo die Bühne aufgeschlagen war. Schäumend vor Wuth eilte Meister Lehmann nach dem Theatersaale, zerrte sein Kind Angesichts des ganzen Publikums aus der Bankreihe und führte es nach Hause, wo er ein strenges Strafgericht über die Ungehorsame verhängte. Am kommenden Morgen war Irene aus dem väterlichen Hause verschwunden. Zugleich betrauerte der Theaterdirektor den Verlust seines ersten Liebhabers, der unter Mitnahme eines bedeutenden Vorschusses und Rücklassung einer noch bedeutenderen Schuldenlast bei Nacht und Nebel durchgegangen war — „Leine gezogen hatte", wie der technische Bühnenausdruck dafür lautet. Seit jener Zeit hörte kein Mensch mehr etwas von Irene Lehmann. Der Schreiner suchte seinen Kummer im Branntwein zu ertränken, und

als er nach einigen Jahren am Säuferwahnsinn starb, nahmen seine Gläubiger den letzten Rest seiner zusammengeschmolzenen Habe hinweg. Bald sprach Niemand mehr von Lehmann und seiner verschollenen Tochter.

Die Geschichte jener Flucht des ungerathenen Kindes aus dem Vaterhause, hinter welcher nunmehr ein Zeitraum von nahezu elf Jahren lag, erwachte mit schrecklicher Lebendigkeit in dem Gedächtniß der Baronin Mühlhoff, als der Name Stephan Brandt an ihr Ohr drang. Sie erinnerte sich des ältesten Sohnes des Flickschneiders als eines Knaben, mit dem sie als Nachbarskind in ihren jüngsten Jahren hier und da gespielt hatte. Der kleine Stephan, der zur Zeit ihres romantischen Abschiedes dreizehn bis vierzehn Jahre zählen mochte, hatte schon frühzeitig ein ausgesprochenes Zeichentalent gezeigt, so daß der Herr Pfarrer wiederholt äußerte, in dem Jungen stecke vielleicht das Zeug zu einem tüchtigen Maler.

War nun jener Maler, von welchem Püllnitz sprach, vielleicht Schneider Brandt's Stephan aus Wernburg?

Irene beschloß, sich davon zu überzeugen. Es konnte ihr wahrlich nicht gleichgiltig sein, in der Residenz, sozusagen unter ihren Augen, einen Zeugen jener Affaire, der ihr jeden Augenblick begegnen konnte, zu wissen. Denn wer bürgte ihr dafür, daß er sie nicht eines Tages zufällig auf der Straße traf, sie erkannte und durch Nachforschungen vollends das bestätigt sah, was ihn der Name Irene ahnen ließ. An diesen Namen, den ihr die für das Ungewöhnliche schwärmende Mutter gegeben, mußte

er sich ganz wohl erinnern, denn wer hätte sonst noch in dem philiströsen Wernburg so geheißen?

Es galt also, sich zunächst von der Identität seiner Person zu überzeugen, um darnach ihre Maßregeln zu ergreifen. Irene erbat sich, unter dem Vorwande, das Talent unterstützen zu wollen, von Herrn v. Püllnitz die Adresse des jungen Mannes und beehrte ihn mit der bewußten Einladung.

Zur Zeit war sie mit sich selbst noch nicht ganz im Reinen, wie sie, im Falle sich ihre Vermuthung bestätigte, sich gegen eine etwaige Indiskretion des Malers schützen solle. Sollte sie ihn zu entfernen suchen? Das war nicht so leicht ausführbar und bot überdies keine Gewähr für seine Verschwiegenheit. Oder sollte sie sich ihm frank und frei entdecken? Das war nicht minder von zweifelhaftem Erfolge und widerstrebte ihrem Stolz. — Nun, jedenfalls mußte sie ihn erst sehen, ihn auf seine Kenntniß von ihrer Herkunft prüfen, um darnach ihre Maßregeln zu treffen.

War es also dem Maler nicht so ganz leicht um's Herz, als er sich bei der Baronin Mühlhoff anmelden ließ, so hatte hingegen auch die Baronin triftigen Grund, diese Meldung mit klopfendem Herzen entgegenzunehmen.

Brandt zitterte ein wenig, als er von seinem Platze an der Thür aus eine tiefe Verneigung machte. Er versuchte, das Terrain zu rekognosziren, konnte aber nur dunkle Umrisse einer weiblichen Gestalt auf der entfernten Ottomane wahrnehmen. Doch so viel erkannte sein Künstlerauge sofort, daß die Dame keine „fette Asthmatikerin" sei, als welche er sie sich in Gedanken vorgestellt hatte.

„Sie sind der Maler Stephan Brandt?“ frug Irene von ihrem Divan her, den jungen Mann fest im Auge behaltend; noch konnte sie in seinem Gesicht nichts entdecken, was an die Züge des Wernburger Schneidersohnes erinnert hätte.

„Zu dienen, Frau Baronin!“ erwiederte Stephan etwas unsicher, denn der frische, sonore Klang dieser Frauenstimme hatte ihn überrascht.

„Ich habe von Ihrem, zu großen Hoffnungen berechtigenden Talente schon viel gehört, Herr Brandt. Ich glaube auch schon mehrere Ihrer Bilder in — nun, ich weiß nicht mehr wo — gesehen zu haben, deren ich mich mit Wohlgefallen erinnere.“

„Zu gütig, gnädigste Frau Baronin,“ stotterte Brandt; er wußte wahrhaftig auch nicht, wo die liebenswürdige Gönnerin „mehrere seiner Bilder,“ und noch dazu „mit Wohlgefallen“ erblickt haben könnte. Oder sollte sie am Ende gar den Araber auf dem Tabakschild vor dem Cigarrenladen in der Klostergasse meinen? Aber da hatte er sich wohl gehütet, seinen Namen zu unterzeichnen.

„Ich liebe es, jungen, aufstrebenden Talenten meine Förderung angedeihen zu lassen. Ich würde daher, wie ich Ihnen in meinem Briefe versprach, gerne einen Auftrag geben, welcher Ihrem Fleiße, Ihrem Schaffensdrange genügen würde. Wenn Sie mir nach dieser Hinsicht vielleicht irgend welche Vorschläge zu unterbreiten hätten, so dürfen Sie sich ohne Scheu aussprechen. Ich weiß, jeder Künstler hat eine Idee, ein Ideal, das er mit besonderer

Vorliebe in einem Werke verkörpern möchte. Vielleicht einigen wir uns über ein solches Sujet."

„Ich habe mir erlaubt, meine Studienmappe mitzubringen, welche ich der Frau Baronin vorlegen zu dürfen bitten möchte."

Damit zog er seine Mappe unter dem Arm hervor, unschlüssig, ob er sich der Frau des Hauses nähern solle oder nicht. Seine Stellung in der scharfen Beleuchtung vom großen Spiegelfenster her wurde ihm nachgerade unbehaglich, während ihn der liebenswürdige Ton der im Halbdunkel ihrer Ecke für ihn fast unsichtbaren Gönnerin entzückte.

„Ah, sehr gut!" erwiederte die Baronin. „Bitte, bedienen Sie sich nur des kleinen chinesischen Tisches dort am Fenster zur Ausbreitung Ihrer Skizzen. Wir werden daselbst mit Muße wählen."

Irene wußte noch immer nicht bestimmt, ob der Maler der Gesuchte war, ebenso wenig, ob er in diesem Falle eine Ahnung habe, wer eigentlich mit ihm sprach. Sie beschloß also, in der richtigen Voraussetzung, daß sie sich ihm auf die Dauer doch nicht verbergen könne, einen kühnen Coup auszuführen. Sie wollte ihm mit einem Male entgegentreten und aus der Miene seines offenen, der Verstellung gewiß unkundigen Gesichtes herauslesen, ob er sie erkenne oder nicht.

Brandt hatte eben auf dem Tischchen seine Mappe auseinander geschlagen, als Irene urplötzlich in den Kreis des grellen Lichtes trat und sich ihm entgegenstellte.

Man kann sich denken, wie der Anblick der herrlichen,

fast klassisch schönen Frau auf das Künstlerauge wirkte. Brandt fuhr wie elektrisirt zurück und hob die Hand an die Augen. Aber noch mehr erschrak er, als er die Baronin fast ebenso erbeben und plötzlich erbleichen sah. Er wollte um Entschuldigung bitten — er wußte eigentlich selbst nicht weshalb — brachte aber nur ein unzusammenhängendes Stammeln hervor.

„Er hat mich erkannt!“ sagte sich Frau v. Mühlhoff in Gedanken und trat, alle Kräfte zusammennehmend, um ihre Unbefangenheit wiederzugewinnen, an das Tischchen, wo Brandt seine Skizzen ausgebreitet hatte. Sie nahm mechanisch eine nach der anderen zur Hand und betrachtete sie ohne Blick dafür, denn in ihrem Innern wogte es stürmisch. Sie fühlte, daß der Maler kein Auge von ihr abwandte, und das befestigte sie in ihrer Annahme, daß er die Jugendgespielin in ihr erkannt habe.

Sein langes Schweigen wurde ihr schließlich unerträglich, sie wollte eine Phrase an ihn richten und hob den Kopf zu ihm empor. Stephan, der, alle Gesetze der Etikette vergessend, ganz in dem Anblick ihrer sein Künstlerauge blendenden Schönheit versunken war, erröthete jäh, als er ihrem Blick begegnete. Diese Bewegung auf dem Gesicht des Malers trieb auch Irenen eine heiße Blutwelle in die Wangen. Sie wandte sich rasch wieder den Zeichnungen zu, um ihre Verwirrung zu verbergen und sich zu sammeln. So entstand abermals eine peinliche Pause.

Plötzlich zitterten ihre Hände, die eben nach einem neuen Blatt gegriffen hatten. Sie hatte Mühe, einen Aufschrei zu unterdrücken.

„Eine — sehr hübsche Skizze — in der That,“ sagte sie endlich, sich gewaltsam fassend, „eine einfache, aber ergreifende Idylle. Die beiden kleinen Häuser neben einander — davor die spielenden Kinder im Schnee.“

„Das ist eine Erinnerung, die ich meiner Vaterstadt widmete, Frau Baronin,“ sagte Brandt, froh darüber, daß er endlich Gelegenheit fand, von seiner Kunst zu sprechen und das drückende Schweigen zu brechen.

„Ah, das ist ja sehr — interessant! Diese alten Häuser sind also nach der Natur gezeichnet?“ preßte Irene, anscheinend heiter, hervor.

„Nicht so ganz, denn ich habe sie, wie gesagt, nur aus der Erinnerung geschöpft. Aber die beiden Gebäude sind gewiß sehr getreu wiedergegeben, denn — das zur linken Hand hier war ja — mein Vaterhaus.“

„Ja, ja, hier lese ich auch ein kleines Schild über der Hausthüre: Schneidermeister Karl Johann Brandt —“

„Es war mein Vater,“ entgegnete Stephan lächelnd.

Die Baronin hielt den Athem an, während sie scheinbar mit dem größten Interesse auf die Aquarellskizze starrte. Sie hatte nicht den Muth, nach dem anderen Häuschen auf dem Bilde zu fragen, das ihr doch so wohlbekannt war.

Stephan, der aus ihrer Miene nicht klug werden konnte, ob ihr das Bildchen wirklich gefalle, wagte es nicht, ihr weitere Erklärungen zu geben. Irene deutete dieses Stillschweigen hinwieder auf die fatalste Weise.

„Kein Zweifel, er weiß Alles,“ dachte sie; „er will es mich nur auf seine Weise merken lassen. Gut, gehen

wir vorläufig auf diesen unbefangenen Ton ein, bis ich seine Absichten näher erforscht habe.

„Dieses Aquarell gefällt mir wirklich außerordentlich gut," sagte sie dann etwas sicherer; „ich hätte es gerne in meiner Sammlung. — Wirklich, ein charmantes Sujet in allerliebster Ausführung."

„O, Frau Baronin sind zu gütig; es ist nur eine flüchtige Pinselei, mehr für das eigene Auge, als für den Liebhaber. Wenn aber Frau Baronin Gefallen an dem Vorwurf finden, so werde ich mir die beste Mühe geben, ihn besser auszuführen, Frau Baronin haben nur zu befehlen."

„Nein, nein," widersprach sie hastig. „Ich liebe es gerade in diesem Format und in dieser Ausführung. Wollen Sie es mir überlassen? Ueber den Preis wollen wir nicht rechten."

Brandt verbeugte sich schweigend, etwas wie Scham empfindend, daß er es nicht wagen durfte, der stolzen Frau diese ihm ziemlich unbedeutend erscheinende Skizze zu schenken. Aber die Baronin deutete seine stumme Verneigung anders.

„Selbstverständlich wollen wir über ein Oelgemälde noch schlüssig werden," sagte sie. Sie hielt ihn für einen Schlaukopf, der seine Diskretion gewissermaßen von der mehr oder minder großen Bestellung abhängig zu machen gewillt sei. Sie war über diese vermeintliche Entdeckung eigentlich froh, denn jetzt hatte sie ja ein vortreffliches Mittel gefunden, ihn zu beschwichtigen.

„Haben Sie vielleicht eine Idee zu einem neuen Ge-

mälde, die Sie gerne auszuführen wünschen?" frug sie freundlich.

„Das heißt, eine Idee —" sagte er lächelnd und zögernd; „ich habe dieser Tage einen Einfall bekommen, an dem ich mich gerne versuchen möchte: die nachtwandelnde Lady Macbeth, bemüht, die Blutflecken, die ihr in dem visionären Zustande auf der Hand erscheinen, zu verwischen."

Irene erbebte. Die Rolle dieser Shakespeare'schen Frauengestalt war einst eine ihrer sogenannten Glanzleistungen gewesen.

„Allerdings ist dieses Sujet etwas kraß," fuhr er fort, während sie aus jedem seiner Worte neue Beziehungen auf ihr Geheimniß zu entdecken glaubte. „Jedenfalls müßte ich der Frau Baronin erst eine Skizze darüber vorlegen. Aber ich habe augenblicklich eine andere Bühnengestalt auf der Staffelei. Bitte — hier dieses Blatt ist eine Skizze dazu — die Braut von Messina, Don Manuel erwartend."

„Er ist ein geriebener Bursche," dachte die Baronin, „so drängt er mir gleich zwei Gemälde auf; das eine jetzt, das andere später."

„Reizend, ganz entzückend," sagte sie laut. „Und ist das Bild schon weit gediehen, Herr Brandt?"

„Ich kann es in wenigen Tagen vollenden."

„Sehr gut. Wann kann ich bei Ihnen vorsprechen, um es zu sehen?"

„Verzeihung," antwortete er erschrocken, „ich werde mir erlauben, der Frau Baronin das Bild hier in Ihrem

Hause zu zeigen. Gnädigste begreifen, daß es im Heim — eines aufstrebenden Malers, der — noch ein wenig zu ringen hat — daß es dort nicht so aussieht, um einen so vornehmen Besuch empfangen zu können. Wenn mir Frau Baronin also gütigst gestatten wollen —"

„Gut denn, bringen Sie mir das Gemälde. Wenn es hält, was diese reizende Skizze verspricht — und woran ich keineswegs zweifle — so acceptire ich es im Voraus, das heißt, wenn Sie nicht etwa schon anderweitig darüber verfügt haben."

„Es steht vollständig zur beliebigen Disposition. — Und wann befehlen Frau Baronin es zu sehen?"

„Je eher, je lieber. Also sagen wir übermorgen, nein doch — morgen Vormittag gleich, wenn es Ihnen beliebt."

Er verbeugte sich wieder, beinahe gerührt durch solches Entgegenkommen. Dann nahm er seinen Hut vom nächsten Stuhle auf, denn er glaubte sich mit dieser Entscheidung als vorläufig verabschiedet betrachten zu können.

„Ach ja, ich will Ihre kostbare Zeit nun nicht länger in Anspruch nehmen," sagte sie. „Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, Ihr Honorar für das erworbene Aquarell gleich hiermit in Empfang zu nehmen."

Dabei reichte sie ihm die Hand wie zum Gruße, als er sie aber an seine Lippen führte, fühlte er eine schwere Börse in seine Handfläche gleiten. Fast erschreckt steckte er das Geschenk, das ihn wie Feuer in den Fingern brannte, ohne es anzusehen, in die Tasche seines Paletots. Dann legte er seine Studienblätter in die Mappe, nahm

diese auf und zog sich mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zurück. —

Er wußte selbst nicht, wie er auf die Treppe, auf die Straße gelangte. Den Hut noch immer in der Hand, sah er sich vor dem Portale des stolzen Palastes stehen, der ihm zu einem wahren Zauberschlosse geworden zu sein schien. Fast wollte er nicht an die Wirklichkeit des Erlebten glauben, aber das Gewicht der Börse, das seine Rocktasche beschwerte, überzeugte ihn sehr fühlbar davon. Ohne das Geschenk jedoch zu untersuchen, stülpte er den Hut auf den Kopf und rannte, wie von Furien dahingejagt, über den Opernplatz, nicht eher stille haltend, bis er vor dem langen, unschönen Gebäude angelangt war, das die Aufschrift „Zur silbernen Rübe" trug.

Als er in das Mansardenstübchen stürzte, kamen ihm Vollbrecht, Wurm und Stampfel entgegen, die seiner Zurückkunft mit begreiflicher Spannung entgegengesehen hatten.

„Nun," rief Richard, „wie ist's gewesen? Kann man Dir gratuliren?"

„Hat Dich die dicke Fee zu ihrem Haus- und Hofkünstler ernannt?" fragte Stampfel.

„Aber mein Gott, wie blaß, wie verstört Du aussiehst!" sagte Richard besorgt, dem wirklich ganz konsternirten Freund Hut und Mappe abnehmend. „Soll das vielleicht Schlimmes bedeuten? Ich will nicht hoffen —"

„Hat Dich die Alte die Treppe hinab—" flüsterte der schwarzseherische Bildhauer.

„Um's Himmels willen, laßt mich doch erst zu Athem

kommen. Vor Allem einen Stuhl und einen Trunk frisches Wasser!"

Er fiel auf den Sessel, den ihm der Stubenkollege zuschob, und erfrischte sich mit einem langen Zug aus dem Wasserglase. Die Anderen konnten jedoch während dessen kaum ihre brennende Ungeduld bezähmen.

„Hast Du sie gesprochen?" frug Vollbrecht.

„Ja."

„Hat sie Dir einen Auftrag gegeben?" rief Stampfel.

„Ja, ja!"

„Und gleich einen anständigen Vorschuß geleistet?" erkundigte sich der etwas praktischer denkende Wurm.

„Ja, ja, ja — Alles geschehen! Hat mich empfangen, ein Bild bestellt, eine Aquarellskizze gekauft und — sofort honorirt!" keuchte Brandt.

„Ah —!" Allgemeine starre Bewunderung, der ein donnerndes Triumphgeschrei aus den drei Freundeskehlen folgte. Jetzt ging das Kreuzfeuer der Fragen auf's Neue und mit verdoppelter Hast los.

„Hoch, die alte Baronin! — Ein Gemälde? Herrlich! — Welche Skizze? — Wie viel hat sie gespendet? — Sprich, erkläre, entdecke Dich uns, altes Haus!"

Und von allen Seiten drangen sie auf den Maler ein.

Brandt griff statt jeder Antwort in die Rocktasche und zog die grünseidene Börse der Frau v. Mühlhoff hervor. Er schob die silbernen Verschlußringe zurück und ließ den Inhalt auf den Boden rollen. Jeder erschrak, am meisten jedoch Stephan selbst, als eine wahre Fluth von Silber= und noch mehr Goldstücken hellklingend auf die Diele prasselte.

„Gerechter Gott!“ rief Wurm, „Menschenkind, Glückspilz, das ist ja schier ein ganzes Vermögen. Da mengen sich die Kronen und Doppelkronen mit den Mark und Thalern zu einem ganz allerliebsten Salat!“

Vollbrecht bückte sich und sammelte das Geld auf. Als er es überzählte, warf er dem Freunde einen strahlenden Blick zu.

„Das nenne ich fürstlich honorirt!“ rief er aus. „Es sind genau baare vierhundertfünfundachtzig Mark!“

„Ha, das Gold, das Gold ist nur Chimäre!“ sang Wurm, sich selbst ironisirend, während er im Polkaschritt um Brandt herumtänzelte.

„Spiegelberg, Du bist ein großer Mann!“ deklamirte der Universalkünstler pathetisch, ihm die Hand auf die Schulter legend, um gleich darauf mit einem anderen Schiller'schen Citat fortzufahren: „Tell, Tell, ein sichtbar Wunder hat der Herr an Dir gethan!“

„Aber jetzt erzähle, haarklein und hübsch zusammenhängend, wie es Dir gegangen ist, Stephan!“ wandte sich Richard an den Freund.

Und Brandt erzählte — vom ersten Schritt an, den er auf der Treppe des Palastes auf dem Opernplatz gethan hatte. Als er eine begeisterte Schilderung von der blendenden Erscheinung der Baronin gab, die schnöde Vermuthung, die Wurm bezüglich ihres Alters und ihres Aeußeren gehegt hatte, gründlichst dementirend, waren die Zuhörer auf's Höchste überrascht.

„Na, seht ihr? Was habe ich gleich gesagt?“ rief Stampfel triumphirend. „Sie ist ein Engel, ein Cherub, die holde Muse in Person!“

Stephan fuhr fort in seiner Erzählung; er kam auf das Aquarell und schließlich auf seine „Braut von Messina" zu sprechen, die er der Baronin morgen zu bringen habe und die schon fast so gut wie verkauft sei.

„Sapristi! Das nenne ich Glück!" äußerte Vollbrecht, aufrichtig erfreut. „Freund, Dein Morgenroth bricht an! Mit dieser weihevollen Stunde hat Dein Genius den goldenen Pfad des Glückes, des Ruhmes betreten. Ich gratulire Dir von ganzem Herzen!"

„Jetzt wirst Du aber hoffentlich auch Deiner Freunde gedenken, Brandt? Hast Du der Baronin von mir, von meinem demnächstigen Konzert gesprochen? Ich lasse ihr fünfzehn Sitze in der ersten Parquetreihe reserviren."

„Ja, daß sie uns am Ende wahnsinnig wird und unter Kuratel gestellt werden muß; dann ade, großmüthiges Künstlerprotektorat!"

Stampfel wollte auf den Bildhauer zueilen, aber Vollbrecht hielt ihn zurück.

„Nun aber, Wurm," sagte er dann lachend, „nun wirst Du doch Deine verleumderische Anklage, daß junge Aristokratinnen nicht auch für die Kunst schwärmen können, in aller Form zurückziehen? Ich denke doch, Du bist glänzend überführt!"

„Oho, wer sagt denn das? So weit sind wir noch lange nicht!" entgegnete der dicke Bildhauer mit einem schelmischen Augenblinzeln, sich zwischen die Drei aufpflanzend, jedes Wort betonend. „Will mir Einer etwa weiß machen, daß eine wirkliche Kunstkennerin so rasch, fast ohne zu prüfen, mir nichts dir nichts — die Werke

eines unbekannten Malers acceptirt? Bei allem Respekt vor Deinem anerkennenswerthen Talente, Stephan — das scheint mir verdächtig. Und was Du uns sonst noch von ihrem seltsamen Benehmen Dir gegenüber mitgetheilt hast, bestätigt diesen Verdacht. Mein Gott, merkt ihr denn nicht —"

„Was?"

„Die Baronin interessirt sich weniger für die Kunst, als für den jungen, hübschen Künstler — entschuldige das Kompliment, Stephan! Mit einem Worte: die werthe Dame, die schöne Baronin ist in unseren jungen Tizian — verliebt!"

Brandt sprang von seinem Stuhl empor; helle Purpurröthe bedeckte seine Wangen, zu gleichen Theilen aus dem Gefühle der Scham und dem der Entrüstung entspringend. Stampfel starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Vollbrecht aber biß sich auf die Lippen, runzelte die Stirne und schüttelte das Haupt.

„Wurm, das ist eine niederträchtige Perfidie!" schrie Brandt auf.

„Nun, nun," begütigte ihn der Bildhauer gemüthlich, „was ist denn weiter dabei? Du kannst doch am Ende nichts dafür, daß Du ein schmucker Bursche bist; die Baronin hat auf jeden Fall Geschmack."

„Nein, das ist ein Schimpf auf meine Kunst, das heißt die reinsten Ideale in den Koth herabzerren!" rief der Maler erregt.

„Aber weshalb denn, Freund? Man beschuldigt Dich doch nicht der Absicht, aus der Neigung der Baronin für

Dich einen schimpflichen Vortheil ziehen zu wollen?" fuhr Wurm fort. „Du kannst ja, unbeschadet Deiner Ehre, ihre Aufträge entgegennehmen, denn bezahlst Du ihr ihre Großmuth nicht mit den Produkten Deines besten Talentes? Deine Aufgabe wird es nur sein, Deine Leistungen immer auf der Höhe zu erhalten, daß Du Dir niemals den Vorwurf machen kannst, dafür einen zu hohen Preis angenommen zu haben."

Stephan verstummte und wandte sich dann mit einem fragenden Blick an den Schriftsteller, der ernst mit dem Kopfe nickte.

„Michel hat Recht," sagte er ruhig, „es kommt nur auf Dich an, ob Du Deine Werke oder — Deine Person verkaufen willst!"

„Aber hört," sagte Brandt, ärgerlich lachend, „ihr kramt da in allem Ernste Sentenzen aus, die für den vorliegenden Fall wahrscheinlich nicht im Geringsten passen. Ihr nehmt die superkluge Muthmaßung unseres Michel als Gewißheit an, obwohl ihr doch gerade erfahren habt, wie sehr er sich schon mit seinen Vermuthungen über Frau v. Mühlhoff getäuscht hat. Wir streiten uns wahrhaftig um des Kaisers Bart."

„Wirklich lächerlich," stimmte Stampfel bei, während Wurm mit einem Mephistopheleslächeln die breiten Achseln zuckte.

„Jedenfalls will ich jetzt nichts mehr davon hören," fuhr der Maler fröhlich fort. „Morgen bringe ich der Baronin das Bild und werde mich ihr selbstverständlich in würdigerer Verfassung präsentiren als heute. Jetzt

aber kommt in die ‚Rübe' hinab, wo wir den Freudentag bei einigen Flaschen Wein gebührend feiern wollen. Holt im Vorbeigehen noch die anderen Hausgenossen aus ihren respektiven Buden heraus; wir wollen ein feierliches Liebesmahl veranstalten, ein echtes Freudenfest."

„Der ganze Hof ist feierlich dazu geladen!" bekräftigte Stampfel mit den Worten König Philipp's aus „Don Carlos."

Richard Vollbrecht war der Letzte, der mit den Anderen die Treppe hinabstieg.

„Armes Lottchen!" murmelte er vor sich hin.

— — — — — — — — — — — — —

Während sich diese Vorgänge im Musenhof abspielten, empfing die Baronin Mühlhoff den Grafen Herbert Wernshausen bei sich, der mißmuthig in das elegante Boudoir Irenens eintrat.

„Ah," machte sie, sich anscheinend gelangweilt halb von ihrem Sopha erhebend, als ob sie diesen Besuch nicht bereits mit heißer Sehnsucht erwartet hätte, „Graf Wernshausen findet endlich Zeit, sich aus den Armen seiner Familie zu reißen?"

„Ich weiß, Irene, daß es Dich kränkt, von meinem Vater keine Einladung zum gestrigen Abend erhalten zu haben," sagte Herbert gepreßt. „Aber Du weißt, wie tief ich dies als Kränkung mitempfinde."

„Pah, Herbert, glauben Sie nur ja nicht, daß ich nur einen Finger darum rühren möchte. Ich hätte eine Verständigung mit Ihrem Vater nur in Ihrem Interesse gewünscht." Damit lehnte sie sich nachlässig wieder zurück.

„Leider sind meine Bemühungen fruchtlos geblieben. Aber das soll uns nur noch immer fester aneinander schmieden."

„Und das sagen Sie mir in einem Tone, als sprächen Sie von einer unangenehmen Gewißheit. Und — ha, jetzt sehe ich erst — Sie scheinen ja wie zu einer Leichenfeier ausgerüstet; was soll dieses schwarze Habit, der Flor auf Ihrem Hute bedeuten?"

„Daß ein ernstes, ein feierliches Ereigniß an unsere Familie herangetreten ist, ein Ereigniß, das für uns doppelt schmerzlich wird durch die unabwendbare Nothwendigkeit, die sich daraus für uns ergibt."

„Wie? — Sprechen Sie, was ist geschehen?"

„Meine Stiefmutter ist gestern Abend gestorben. Wir erhielten die Nachricht gerade während des Banketts. Ich dachte nicht, daß etwas im Stande sein könnte, unsere Vermählung zu verzögern; jetzt hat mir das Schicksal diesen Streich gespielt."

Die Baronin erbleichte. Also nochmals ein Aufschub! Und wer weiß, was sich bis dahin noch zwischen sie und jenes Ziel stellte, das zu erreichen sie alle Kräfte angestrengt hatte, den ganzen Apparat ihrer Liebenswürdigkeit, alle Künste ihrer Koketterie. Sie wußte nur zu gut, daß außer Herbert's Familie noch einige Freunde da waren, die alle Hebel in Bewegung gesetzt hatten, die Erreichung ihres Zieles zu hintertreiben; doch sie hatte dennoch den Sieg errungen, alle Gegenanschläge zu Schanden zu machen gewußt. Jetzt sollte der Kampf auf's Neue beginnen? Die Feinde konnten neue Kräfte sammeln,

mit neu erwachtem Muth Irenens Ränke durchkreuzen. O, was konnte bis dahin nicht Alles geschehen!

Die mühsam zurückgedämmte Wuth, die ihre Brust zu sprengen drohte, machte sich in heißen, bitteren Thränen Luft, die Herbert als Beweise ihrer innigen Antheilnahme an dem traurigen Ereigniß auffaßte.

„Irene, wir haben keinen Grund, die Todte zu beweinen," sagte er, ihre Hand ergreifend, „ihr hat der Tod nur Erlösung von Jahre langen Leiden gebracht. Für uns, für die Welt war sie jedoch schon längst gestorben."

„Und soll ich nicht unser grausames Geschick beklagen, das uns mit diesem Ereigniß ein neues Hinderniß entgegenstellt?" sagte sie sanft, mit den thränenden Augen zu ihm aufblickend. „Weißt Du denn nicht, Herbert, wie stürmisch, wie sehnsüchtig dies Herz verlangt, für immer an Deiner Brust ruhen zu dürfen?"

„Irene, Du einzig Geliebte, Du kannst es nicht ermessen, wie tief, wie furchtbar mich diese Bosheit des Schicksals erschüttert! Wähnst Du denn, daß meine Seele weniger liebe, als die Deine?"

Er stieß diese Worte mit dumpfem Ton hervor, durch den eine glühende Leidenschaftlichkeit zitterte, und zog Irene an sich.

„Ich erschrecke nur vor den tausend Schlichen, die uns Uebelgesinnte auf's Neue gegen uns in's Treffen führen werden, Geliebter," lispelte sie, den Kopf an seine Schulter legend, während Herbert die Lippen auf ihr herrliches, duftendes dunkles Haar preßte.

„Was fürchtest Du an meiner Seite?" rief er be-

geistert. „Alle die Versuche, uns zu trennen, können uns nur um so fester vereinigen!"

Sie hob den Kopf und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen.

Noch war sie seiner gewiß, das wußte sie in diesem Augenblicke. Es galt nur, frischen Muth zu sammeln, um kommenden Ausfällen aus dem feindlichen Lager mit derselben eisernen Stirne entgegenzutreten, wie bisher.

Siebentes Kapitel.

Ein Abschied.

Die Kanzlei des Doktor Trenner zählte zu den angesehensten der Stadt. Die Kundschaft des Notars bestand zum größten Theile aus den Mitgliedern der Aristokratie, wodurch es ihm im Laufe einer etwa zwanzigjährigen Praxis gelungen war, ein beträchtliches Vermögen zu erwerben.

Doktor Friedrich Trenner, der sich zu Anfang seiner Laufbahn im Kreise seiner Kollegen gerne gerühmt hatte, daß er, der Sohn eines armen Handwerkers, sich sozusagen durch eigene Kraft zu einer angesehenen Stellung emporgerungen habe, der sich früher mit solchem Stolz „ein Kind des Volkes" genannt, war jetzt, wo er zum Großkapitalisten und zum Anwalt der ersten Adelsfamilien geworden, eifrig darauf bedacht, seine niedrige Herkunft vergessen zu machen. Er liebte es, die Passionen der Kavaliere nachzuahmen, sich das Ansehen eines vornehmen Weltmannes zu geben, und hatte dementsprechend auch sein Hauswesen eingerichtet, das er als Wittwer

nur noch mit seiner etwa achtzehnjährigen Tochter Ella theilte.

Sein Grundsatz war: „Mit Geduld wird man groß.“ Und diesem Grundsatze, vielleicht seinem einzigen, war er seit der Ausübung seiner Praxis stets treu geblieben. Sein erstes Streben war, ein kleines Vermögen zu erwerben; seine große Geduld und die dafür um so geringere Bedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel ließ ihn das erste vorgesteckte Ziel erreichen. Aber der Appetit kommt bekanntlich während des Essens, und so setzte sich der wohlhabende Advokat ein zweites, höheres Ziel: den Besitz eines solchen Vermögens, das ihm gestattete, die Advokatur aufzugeben und sich in ein glänzendes Privatleben zurückzuziehen. Jetzt war auch dieser Endzweck erreicht; der erstrebte Reichthum war da — aber Doktor Trenner konnte sich noch nicht entschließen, seine Kanzlei sammt Kundschaft einem Nachfolger zu übertragen, sei es nun, daß er an dem geschäftlichen Verkehr mit seiner vornehmen Kundschaft solchen Gefallen gefunden, sei es, daß er noch einen anderen Grund dafür hatte. Freilich übernahm er auch nur noch Fälle, bei welchen er Gelegenheit hatte, mit den ersten Adelskreisen in Berührung zu bleiben und seine juristische Geriebenheit auf's Neue zu bethätigen. Und gerade das machte ihn eben zu dem gesuchten Anwalt, der er war, und — warf ihm ganz ungeheuren Gewinn ab.

Dabei war er nach oben hinauf, das heißt gegen seine vornehmen Klienten, unterwürfig und kriechend, nach unten hinab, gegen seine Untergebenen, der Tyrann, der vom

ersten Konzipienten bis zum letzten Schreiber herab ebenso gehaßt als gefürchtet war. Während er sich selbst die Gewohnheiten des feinen Lebemanns angeeignet hatte und auf entsprechendem Fuße lebte, wußte er seinem Personale gegenüber in raffinirtester Weise seine Ansprüche an die Arbeitsleistung desselben auf das äußerste Maß auszudehnen, auf ein Maximum, das in einem sehr hinfälligen Verhältniß zur Gegenleistung, seiner Honorirung, stand.

Die Bureaux des Anwalts befanden sich im Erdgeschoß seines Hauses.

In dem sehr weitläufigen Vorzimmer, wo die gewöhnlichen Schreiber, sozusagen die Handlanger der Jurisprudenz, ihren Platz hatten, führte ein kleiner, schwächlicher Greis das Kommando, dem der Witz seiner Untergebenen den Scherztitel „Herr Rath" verliehen hatte. Derjenige, der diesen Namen aufgebracht hatte, war längst aus dem Bureau geschieden, zu dessen ältesten Bediensteten eben der alte Mann gehörte, aber Jedermann hatte sich daran gewöhnt, Herrn Jakob Walker als „Herr Rath" anzusprechen, ohne dabei noch an die Ironie dieses Titels zu denken, den sich der damit Bezeichnete mit jener gutmüthigen Duldsamkeit gefallen ließ, die ein Hauptzug seines anspruchslosen Charakters war. Dieser, im Verein mit einem sehr guten Gedächtnisse, dessen sich Jeder gleichsam als eines Nachschlagebuches bediente, war die einzig mögliche Erklärung dafür, daß der gestrenge Chef den alten Walker wenn auch nicht splendid bezahlte, so doch etwas glimpflicher behandelte, als die anderen untergeordneten Schreiber. Der „Rath" hatte das ganze Programm der Tag=

satzungen und sonstigen wichtigen Momente im Kopfe, und wollte Jemand zu einer bestimmten Zeit an eine bestimmte Sache erinnert werden, so überantwortete er diese mit einem Mahnungsauftrag dem alten Walker, der dadurch sozusagen zu einem Gedächtnißschrein geworden war, dessen sich Jeder bediente. —

„Was steht heute auf Ihrem Gedächtnißkalender, Herr Rath?" fragte ein junger Mann, der den Kopf aus der Thür herausstreckte, welche in die inneren Bureauräume führte. „Ich meine das Dringendste."

„Gläubigerversammlung im Hause des Freiherrn v. Udelbach zum Zweck eines Arrangements," erwiederte Walker mit gewohnter Promptheit, den grünen Augenschirm, der sein bleiches, runzeliges Gesicht beschattete, zurecht rückend, eine Bewegung, die zur Erweckung seines Gedächtnisses nothwendig schien, denn er wiederholte sie jedesmal, so oft man an sein Erinnerungsvermögen appellirte.

„Gut," erwiederte der Fragende kopfnickend; „das geht Doktor Steinweg an. Was sonst noch von Belang?"

„Besuch bei Frau Baronin Mühlhoff zur Vorlegung ihres Heirathskontraktes mit Graf Herbert v. Wernshausen. Zwischen Zehn und Elf."

„Ah, da muß ich selbst zum Chef hinüber, um Information einzuholen. Der Todesfall im Hause des Ministers dürfte es dem Grafen vielleicht wünschenswerth erscheinen lassen, die Berathungen über diesen Ehekontrakt vorläufig noch hinauszuschieben. Oder ist vielleicht eine bestimmte Weisung des Grafen seither eingetroffen?"

„Nein, Herr Blum," erwiederte Walker lakonisch.

Als Herr Blum in den Salon im ersten Stockwerke trat, sah er sich einer jungen Dame gegenüber, die das feingeformte, von schlichten, dunklen Haarwellen umrahmte Köpfchen über ein Buch gebeugt hielt. Ihr Gesicht, das dem Eintretenden nach dessen Gruß entgegenblickte, war durchaus nicht schön zu nennen, obgleich die einzelnen Theile desselben keineswegs zu bemängeln gewesen wären; aber die ganzen Züge machten den Eindruck des Unfertigen, des erst Halbreifen, den der schüchterne, melancholische Blick aus den großen, schwimmenden Augen noch vermehrte; nur der Mund mit den fest aufeinander gelegten Lippen zeigte das Gepräge einer gewissen Verschlossenheit, die seltsam gegen das kindliche, verschüchterte Wesen abstach, das sich sonst in dem schmalen, bleichsüchtigen Gesichte aussprach.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe, mein Fräulein," sagte der junge Jurist mit dem Tone, den ein gewiegter Weltmann einem Backfische gegenüber gerne annimmt. „Ich wollte mich erkundigen, ob der Herr Papa schon aufgestanden."

„Ich weiß es nicht," erwiederte das junge Mädchen leise und ziemlich frostig, sich wieder ihrer Lektüre zuwendend. „Fragen Sie den Diener."

„Es betrifft nämlich eine wichtige geschäftliche Angelegenheit, bezüglich derer ich beim Herrn Doktor eine Erkundigung —"

„Sagen Sie es dem Heinrich und erwarten Sie den Vater unten in seinem Bureau."

„Werde nicht ermangeln,“ entgegnete Blum mit ironischer Höflichkeit, sich gravitätisch verneigend. Dann, als er wieder im Vorzimmer stand, schnitt er gegen die Salonthür eine Grimasse und murmelte im Weitergehen mißmuthig vor sich hin: „Einfältiges, hochnasiges Ding!“

In das Bureau zurückgekehrt, wandte sich Blum an den Konzipienten Steinweg, der dicht neben ihm seinen Platz hatte.

„Herr Doktor, vergessen Sie nicht den Gläubigerkongreß beim Freiherrn v. Udelbach, der für heute Vormittag angesetzt ist. Was den Heirathskontrakt Wernshausen-Mühlhoff anbelangt, so werde ich selbst vorher noch mit dem Grafen Rücksprache nehmen müssen, ehe ich zu diesem Zweck bei der Baronin vorspreche.“

„Was meint denn der Alte?“ frug Doktor Steinweg.

„Bis jetzt noch gar nichts. Er ist eben im Begriff, aus den Federn zu kriechen, wird aber bald erscheinen, wie mir der Diener sagte. Fräulein Ella traf ich indessen schon im Salon — bei ihren Studien,“ setzte er mit spöttischem Lachen hinzu, „Hofmann's Jugendschriften wahrscheinlich, oder sonst eine passende Lektüre.“

„Lachen Sie nur, Blum; Sie halten die kleine Trenner für dumm —“

„Ja, für herzlich einfältig,“ erwiederte Blum aufrichtig.

„Ich aber sage Ihnen, daß Sie sich irren,“ fuhr Doktor Steinweg fort; „das Mädchen ist nur durch eine sehr strenge und pedantische Erziehung in ihrer Lebens-

anschauung gegen andere achtzehnjährige Damen zurückgeblieben. Das macht, weil die Arme niemals die wohlthätige Hand einer Mutter gefühlt. Ihr Vater konnte freilich dem Gemüthsleben des Kindes keine Befriedigung gewähren, er glaubte genug gethan zu haben, wenn er die Tochter der Erziehung von Gouvernanten und Lehrern überantwortete. Ich bin überzeugt, Ella hat Charakter und noch dazu einen starken Charakter, trotzdem sie sich jetzt weltscheu in sich selbst zurückzieht. Wissen Sie, Blum, was ich glaube?"

„Nun?"

„Daß die junge Dame, die Ihnen so unbedeutend dünkt, über Manches hier im Hause schon reiflich nachgedacht hat, und daß sie manches oberflächliche Urtheil über sie und manche sich ihr überlegen gebende Person — verachtet."

Blum biß sich auf die Lippen und lächelte gezwungen.

„Da spielt Ihnen Ihre Phantasie einen Streich, Herr Doktor," sagte er. „Aber wer Sie so warm die Partei des Mädchens nehmen hörte, könnte wirklich auf die Vermuthung gelangen, daß Sie sich mit der ernstlichen Absicht tragen, Fräulein Trenner dereinst zur Frau Doktor Steinweg zu machen."

„Das wäre vergebliches Streben," lachte Jener. „Seien Sie gewiß, die Pläne ihres Vaters nehmen einen höheren Flug. Keinenfalls hätte aber ein armer Themisjünger, wie Sie oder ich, die Aussicht, der Schwiegersohn des reichen, angesehenen Trenner zu werden."

„Na, ich geize wahrhaftig nicht nach dieser Ehre, so

viel materieller Vortheil auch sonst vielleicht damit verbunden sein mag," erklärte Blum.

In diesem Moment trat der Chef an der Seite Herbert's v. Wernshausen ein.

„Der Herr Graf gab soeben Ordre, mit der Ueberreichung des bewußten Dokumentes an Frau Baronin Mühlhoff noch zu warten," wandte sich der Notar an Blum, „Sie werden daher Ihre diesbezüglichen Schritte vorläufig aufschieben."

Dann führte er den Grafen in das Heiligthum seines eigenen Schreibzimmers, das den verwöhntesten Ansprüchen an Comfort entsprechen konnte. Mit übertriebener Höflichkeit lud er seinen Klienten ein, Platz zu nehmen.

„Mein Auftrag an Sie ist ein sehr kurzer," begann Herbert, „ich wollte Ihnen denselben deshalb auch selbst im Vorbeifahren überbringen. Es liegt mir nämlich sehr viel daran, meine Vermählung nicht um einen Tag über jene Frist hinaus verzögert zu sehen, welche das Ihnen bereits bekannte Familienereigniß bedingt, und die ich nothgedrungen zu beobachten habe. Sie kennen ja die Aufträge, die ich Ihnen in Betreff der Einrichtung des mir gehörenden Gutes Goseck schon vor mehreren Wochen gegeben habe. Um nun keine Zeit zu verlieren, möchte ich die genannte Trauerfrist zur Ausführung jener Aufträge benützt sehen, und habe zu diesem Behufe auch schon die Einwilligung meines Vaters eingeholt, insofern sie bezüglich der Hinterlassenschaft meiner verstorbenen Stiefmutter erforderlich ist. Ich möchte Sie bitten, die Erledigung dieser Angelegenheit selbst und in möglichster

Bälde in's Werk zu setzen, Herr Doktor. Nehmen Sie Alles genau auf, was zum Besitzthum der Verstorbenen gehört. Es könnten sich vielleicht auch in den anderen Zimmern des Hauses, welche die Kranke betrat, verschiedene Gegenstände befinden, die ich schon aus Pietät meinem Vater zustellen lassen möchte, abgesehen von etwaigen Werthstücken. Die Pläne bezüglich der von mir gewünschten Neueinrichtung des Flügels, den ich mit meiner Frau zu bewohnen gedenke, befinden sich ja schon seit längerer Zeit in Ihren Händen, und wären nun möglichst bald auszuführen. Unterdessen können Sie sich auch in aller Muße mit Ihrem Kollegen Doktor Neubert in Verbindung setzen, dem Notar meines Vaters, der die Dokumente über die Eigenthumsübertragung des Majorats an mich in Verwahrung hat. — So, ich denke, Sie sind genügend instruirt! Ich bitte Sie nochmals, diese Angelegenheit ohne Zeitverlust zu erledigen."

„Der Herr Graf können überzeugt sein, daß ich Alles aufbieten werde, um mir Ihre Zufriedenheit zu bewahren. Selbstverständlich werde ich selbst dieses Geschäft in die Hand nehmen, und zwar schon in den nächsten Tagen. Morgen findet das stille Leichenbegängniß auf Goseck statt — also übermorgen, Herr Graf. Seien Sie nochmals versichert, ich werde —"

„Schon gut, schon gut, ich rechne auf Sie! Je eher Sie die Sache in Ordnung bringen, desto mehr werden Sie mich zur Erkenntlichkeit verpflichten," sagte Herbert.

Damit reichte er dem Sachwalter flüchtig die Hand

und verließ mit raschen Schritten das Zimmer und die Kanzlei.

Brandt stand am Fenster der Mansardenstube und blickte in den Hofraum hinab, Vollbrecht nachsehend, der eben den Musenhof verließ, um wieder eine jener schriftlichen Arbeiten abzuliefern, aus denen er seinen bescheidenen Unterhalt zu ziehen genöthigt war. Er hatte die Hilfe des Malers, die er sonst in freundschaftlicher Vertraulichkeit nicht verschmähte, unter der Motivirung abgewiesen, daß er jetzt voraussichtlich nicht wie früher im Stande sein könne, dieselbe zu vergelten, da Stephan ja durch den unverhofften Glücksstern, der seit einigen Tagen ihm strahlte, wohl für immer den kümmerlichen Verhältnissen entrückt sei, die früher die Gütergemeinschaft zwischen den beiden Freunden veranlaßt hatten.

Mit diesen Aenderungen in ihren Finanzangelegenheiten war aber auch ein merkwürdiger Umschwung in ihren sonstigen kameradschaftlichen Beziehungen eingetreten. Der Verkehr zwischen ihnen hatte allmählig die alte Herzlichkeit, die rückhaltslose Offenheit von früher eingebüßt. Es hatte sich ein unsichtbares Etwas zwischen sie gestellt, das Jeder deutlich fühlte, das aber doch Keiner zu erwähnen, zu berühren wagte, wie oft sie auch schon Beide wohl den Entschluß gefaßt haben mochten, sich darüber auszusprechen, dem verhängnißvollen Etwas beherzt entgegenzutreten, es hinwegzuräumen.

Stephan empfand das Drückende, das Gezwungene, das jetzt in ihrem Verkehr lag, besonders deutlich, aber

er hütete sich, Richard darüber zur Rede zu stellen, in dem dunklen Angstgefühl, der Andere könne ihm dann peinliche Dinge entgegenhalten, über welche er, Brandt, sich selbst nur sehr dämmerhafte Vorstellungen machte, jede innere Sammlung, jede Rechenschaftslegung gegen sich selbst von sich weisend. Ja, das war es hauptsächlich, was ihn so unsicher, so traumverloren, so nervös machte — das Mißtrauen gegen sich selbst, das unbestimmte, furchtsame Gefühl, sich selbst auf irgend einem Gedanken zu ertappen, den ihm vielleicht der scharfsichtige Stubengenosse heute oder morgen — sobald es zu einer Aussprache kam — entgegenhalten könnte.

Brandt hatte endlich im Laufe dieser Woche, die für ihn — für seine Carrière vielleicht wie für sein Gefühlsleben — so ereignißreich und bedeutungsvoll geworden war, die Einsicht erlangt, daß er auf die Dauer dem peinlichen Eindruck, der wie eine drohende Wetterwolke in der Luft lag, nicht Stand halten könne. Er hatte sich zu einem energischen Entschluß aufgerafft.

Heute früh schon wollte er Vollbrecht davon in Kenntniß setzen, aber er war nicht dazu gekommen; das entscheidende Wort wollte nicht aus seiner Kehle heraus. Und jetzt, wo der Stubengenosse fort war, jetzt reute es ihn, daß er es doch nicht gesagt hatte; nun wäre es ja schon vorbei gewesen.

Brandt trat vom Fenster zurück zu seiner Staffelei, die stand jetzt leer; das angefangene Bild der Braut von Messina befand sich noch immer bei Frau v. Mühlhoff, wie er dem Freunde erklärt hatte. Er war am nächsten

Morgen nach jenem ersten, so überaus freundlichen Empfang mit dem halbvollendeten Gemälde bei der Baronin gewesen, die dasselbe sofort zu acceptiren bereit war und dem jungen Künstler auch sogleich eine sehr bedeutende Anzahlung darauf leistete. Frau v. Mühlhoff, der es gelegener schien, den gefährlichen Mitwisser ihres Jugendgeheimnisses gleichsam unter ihrer Aufsicht zu haben, äußerte lebhaftes Interesse an dem Fortschritt des Gemäldes, wünschte denselben täglich zu verfolgen, wie sie sagte, und bestimmte Brandt, den geräumigen Pavillon ihres Gartens zu beziehen, den sie ihm zum behaglichen Atelier einrichten lassen wollte. Hätte da Stephan, der seiner Gönnerin so viel Dank schuldig zu sein glaubte, „Nein" sagen können, hätte er Frau v. Mühlhoff beleidigen sollen?

Heute Mittag war die Einrichtung des Gartenpavillons so weit gediehen, daß er hätte einziehen können; seine „Braut von Messina" und der größte Theil seiner Malgeräthschaften, die er überdies meist durch neue ersetzt hatte, befanden sich schon im neuen Atelier; die Baronin hatte ihn selbst mit bezaubernder Liebenswürdigkeit eingeführt, war mit bewundernswerthem Takt und Feingefühl allen Wünschen entgegengekommen, die der Künstler im verborgensten Winkel seines Herzens vielleicht bezüglich des Arrangements nährte — kurz, Stephan konnte nicht ablehnen, und warum auch? Hatte er es sich denn nicht schon längst gewünscht, in geschmackvoller Umgebung, unberührt von materiellen Sorgen, seiner Kunst leben zu dürfen? Und ward ihm da nicht wie mit einem Zauberschlage Alles geboten, was er in dieser Hinsicht auch nur

in den kühnsten Träumen sich jemals als Ziel seiner Sehnsucht vorstellen konnte?

Das war es, was er Vollbrecht mitzutheilen sich scheute, obgleich er es ihm doch sagen mußte. Und warum scheute er sich überhaupt? Mußte denn Richard nicht die triftigen Gründe billigen, die ihn bewogen, das großmüthige Anerbieten der Baronin anzunehmen? Freilich, freilich, aber Vollbrecht würde — noch ganz andere Gründe vermuthen, und wenn er sie auch nicht direkt aussprechen wollte, Stephan läse sie doch aus dem Blick des Freundes.

Was Brandt nicht minder bedrückend auf der Seele lag, war die Nothwendigkeit, sein bisheriges Quartier zu kündigen, Walkers von seiner nothgedrungenen Domizilveränderung in Kenntniß zu setzen. Das hätte er aber um keinen Preis in Gegenwart des Freundes thun mögen, und so wartete er, bis dieser ausgegangen war.

Warum ging er aber jetzt nicht hinab zu Frau Walker, wo doch die beste Gelegenheit dazu war? — Hm! ganz einfach, weil — weil der Hausherr noch nicht zu Hause war, dem er doch die offizielle Kündigung des Miethsverhältnisses am besten übermittelte. Herr Walker kam erst um vier Uhr aus dem Bureau des Doktor Trenner, und bis dahin waren es noch mehr als zwei Stunden, Zeit genug für den Maler, sich auf eine geschickte Einleitung vorzubereiten und sich sehr unbehaglich zu fühlen.

Endlich zeigte die goldene Uhr Brandt's, eine Errungenschaft der letzten Tage, die vierte Stunde, und wahrhaftig, er hörte schon unten die Korridorthür gehen und den schlurfenden, behutsamen Schritt des Advokatenschreibers.

Jetzt mußte es sein!

Kurz entschlossen stieg er die Treppe hinab, durchschritt den Korridor, pochte an der Wohnthüre der Familie und trat ein.

Herr Walker, der „Rath", rückte seine Brille und besah etwas befremdet seinen Miethsherrn, der ihm in gewählter Toilette, mit feiner Wäsche und blanken Lackstiefeln entgegentrat. Der Alte, der seine Miether überhaupt nur sehr selten sah, hätte den sonst mehr als schlichten Maler kaum erkannt. Dann erinnerte er sich plötzlich an das, was ihm bereits von seiner Frau über den Umschwung in den Verhältnissen des jungen Künstlers mitgetheilt worden war.

„Ah, bitte, Herr Brandt, nehmen Sie Platz!" sagte er nach den ersten Begrüßungsworten. „Ich freue mich, Sie hier bei uns zu sehen und Ihnen von ganzem Herzen zu ihrem Glücke gratuliren zu können. Ich habe gehört, daß Ihr Talent endlich die gebührende Würdigung gefunden hat."

Brandt wurde verlegen, als er dem strahlenden Blick Lottchens begegnete, die am anderen Ende des Tisches mit ihrer Mutter bei einer gemeinschaftlichen Näharbeit saß und gerade sein Gegenüber bildete.

„Ja," sagte er zögernd und öfter tief Athemd schöpfend, „meine Verhältnisse haben sich — ein wenig gebessert. Ich habe sogar — Aussicht, mein jüngstes Bild zu verkaufen und muß deshalb mit verdoppeltem Fleiß an die Vollendung desselben gehen. Bisher ging es allerdings nur sehr langsam damit vorwärts, denn —"

Er stockte und drehte das rothbraune Bärtchen zwischen den Fingern, während er mit großem Interesse die alte Hängelampe über dem Tisch betrachtete, als wäre sie eine kunstvolle Rarität.

„Ich verstehe," glaubte ihm Herr Walker zu Hilfe kommen zu müssen, „die Rücksicht auf die materielle Seite — verzeihen Sie! — auf das praktische Leben, das den Geistesflug des Künstlers oft genug eindämmt —"

„Ganz recht, das und dann — sehen Sie, man ist doch beschränkt; der Raum ist etwas klein — nämlich für Zwei, ferner genießt man nicht das nöthige Licht, und — nun, so lieb mir die Gesellschaft Vollbrecht's auch ist — man fühlt sich doch durch gewisse Rücksichtnahmen auf einen Mitanwesenden — wie soll ich sagen — etwas genirt."

Eine jener unerklärlichen magnetischen Kräfte, die oft unsere Seele, unseren Willen bezwingen, veranlaßte bei diesen Worten den Maler, seinen Blick nach dem anderen Ende des Tisches zu richten, obwohl er wußte, daß er da wieder einem gewissen Augenpaar begegnen mußte. Und er erschrak vor diesen plötzlich mit Thränen sich füllenden zwei Augen, erschrak, als er in das jäh erbleichende Gesicht sah; und er glaubte in diesem Moment plötzlich seine eigenen Worte zu hören, die er vor noch nicht langer Zeit oben in der Mansarde zu Jemand gesprochen hatte.

Er fühlte, daß ihm, im schroffen Gegensatz zu seinem Gegenüber, das Blut wie Feuersgluth bis an die Stirne stieg.

„Ah, Sie arbeiten also jetzt nicht mehr hier an Ihrem

Bilde?" frug Frau Walker ruhig und einfach, gleichgiltig den Faden durch ihre Leinwand ziehend. Brandt bemühte sich, seine tödtliche Verlegenheit im leichten Ton seiner Rede zu verbergen.

„Der Kunstfreund, der mein Bild vielleicht kaufen wird, war so liebenswürdig, mir zur Vollendung der Arbeit eine sehr gut gelegene Künstlerwerkstätte anzuweisen — nicht weit von seinem Hause —"

„Der Kunstfreund?" sagte Frau Walker wieder in ihrer ruhigen, arglosen Weise. „Ich dachte, Herr Vollbrecht hätte von einer vornehmen Dame — warten Sie doch — von einer gewissen Baronin Mühlfeld — oder Mühlhoff gesprochen?"

„Frau v. Mühlhoff, ganz richtig," beeilte sich Brandt mit gezwungenem Lächeln einzuwerfen, „eine nicht mehr — ganz junge Dame, die so gütig ist, meine Arbeiten annehmbar zu finden."

„Ei, Frau Baronin Mühlhoff ist die Entdeckerin Ihres Talentes?" frug der Alte erstaunt. „Irene Mühlhoff — auf dem Opernplatze?"

„Ja, ja, ich glaube; Irene also?" sagte Stephan, immer verwirrter. „Ich habe ihren Vornamen nie gehört. Aber ganz richtig, ihr Haus steht auf dem Opernplatze. Kennen Sie vielleicht die gute Dame, Herr Walker?"

Er hätte gerne gesagt „die alte Dame", wenn er nicht gefürchtet hätte, von dem alten Schreiber Lügen gestraft zu werden.

„Persönlich nicht," war die Antwort; Brandt athmete

erleichtert auf. „Aber Doktor Trenner hat geschäftliche Beziehungen zu der Dame."

„So? — Er ist wohl der Notar der Frau Baronin?"

„Nicht so ganz, aber Graf Herbert Wernshausen, der Sohn des Ministers, hat meinen Chef als Anwalt, und beauftragte diesen mit dem Aufsetzen seines Heirathskontraktes."

„Ein Heirathskontrakt mit —"

„Zwischen dem Grafen und der Baronin Mühlhoff, nun ja. Die Vermählung hätte, wie ich gehört habe, schon in den nächsten Tagen stattfinden sollen, als der plötzliche Tod der alten Gräfin Wernshausen einen vorläufigen Aufschub erzwang."

Jetzt war es an Stephan, zu erblassen. Er drückte rasch das Schnupftuch vor's Gesicht, um seine Bewegung zu verbergen.

„So, so," sagte er nach einer Weile mechanisch, um nur etwas zu reden, „also die Mutter des gräflichen — Bräutigams ist gestorben?"

„Seine Stiefmutter, die wahnsinnige Gräfin Aurelie, die schon seit Jahren da draußen in Goseck hauste, von aller Welt abgeschlossen und schier vergessen."

Stephan erinnerte sich jetzt jener Scene auf dem gemeinschaftlichen Ausfluge nach dem Gosecker Felsenkeller. Also jenes gespenstische Weib war die Gräfin Wernshausen gewesen, und ihr Tod war Veranlassung, daß —

„Ei, das muß ja dem — Brautpaar eine sehr fatale Störung sein. Wie lange glauben Sie denn, daß die Familientrauer diese Hochzeit hinausschieben wird?"

„Das vermag ich nicht so genau zu beurtheilen, weil ich die Etikettegesetze jener vornehmen Kreise nicht kenne."

„Nun, einige Monate wird sich das Paar wohl immerhin gedulden müssen," meinte Frau Walker, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Um aber wieder auf unser früheres Thema zurückzukommen," sagte Brandt, als habe er den Zwischenbemerkungen nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt; „ich werde also der Aufforderung der Baronin Folge leisten und meine ‚Braut von Messina' in dem zweckmäßigeren Lokale vollenden."

„Gewiß, wenn sie es wünscht, und wenn Sie selbst glauben, daß es für das Werk von Vortheil wäre," stimmte Herr Walker mit Kopfnicken bei.

„Sie werden uns also für diese kurze Zeit fern bleiben?" sagte Frau Walker.

„Ja, das heißt — falls mich nicht neue Aufträge bis dahin nöthigen — denn, ich habe schon eine neue Idee, und diese gefällt der Baronin gleichfalls. Ich werde vielleicht, ehe ich noch das eine Bild ganz fertig habe, die neue Arbeit skizziren."

„Ihr versteht Herrn Brandt nicht," sagte jetzt Lottchen mit einem eigenthümlichen Lächeln. Ihre Stimme klang hart und schneidend. „Herr Brandt sieht sich genöthigt, das Quartier im Rubenhofe überhaupt aufzugeben, um das neue Atelier zu beziehen, wo mehr Licht ist und wo er auch — ungestörter ist."

Stephan's Athem stockte bei diesen Worten der Schreiberstochter, die jetzt wieder so kalt und gelassen auf

ihre Nätherei herabblickte, als habe sie von der natürlichsten Sache der Welt im natürlichsten Tone gesprochen.

„Ah, ist es das?“ meinte ihr Vater mit trübem Lächeln. „Nun, da braucht es doch weiter keiner Umschweife. Verzeihen Sie nur, daß ich so schwerfällig war, Ihre zarte, rücksichtsvolle Andeutung nicht gleich zu verstehen.“

„Es ist — Sie werden begreifen,“ stotterte Brandt, nach der Uhr sehend, als erinnere er sich eines wichtigen Geschäftes. „Ich bedaure wirklich lebhaft, Ihr Haus verlassen zu müssen — wo ich so angenehme, freundliche Stunden — seien Sie gewiß, ich werde niemals vergessen, welche schöne Erinnerungen ich von diesem Hause —“

Wieder bemerkte er auf Charlottens Lippen jenes starre, bittere Lächeln, womit die kalte Vernunft eine Herzensverirrung verhöhnte.

„O bitte, bitte, Herr Brandt, es bedarf doch keiner Worte darüber, als ob Sie sich entschuldigen wollten.“

Der Ton Walker's war ganz natürlich und frei von jeder Ironie, aber Brandt fühlte sich durch jede Silbe wie in's Gesicht geschlagen.

„Selbstverständlich werde ich mir erlauben, den nächsten Monat, der ja die gesetzliche Kündigungsfrist in sich begreift, vollständig zu begleichen; ich — ich sende Ihnen gleich morgen — nein, heute noch — die betreffende Summe —“

Er hätte es jetzt nicht über sich vermocht, den Miethsschilling so blank auf den Tisch hinzulegen.

„Aber ich bitte, Herr Brandt —“

„Nein, nein, es sei fern von mir, Ihre Freundlichkeit, Ihr Entgegenkommen zu mißbrauchen — überdies, der Bildhauer Wurm von da unten sucht schon längst ein etwas höher gelegenes Atelier; ich weiß, er bezieht die Stube. — Doch, entschuldigen Sie mich jetzt, ich habe noch — ein wichtiges Schreiben —"

Er reichte Herrn und Frau Walker die Hand.

„Verlassen Sie uns denn heute schon?" frug die Hausfrau erstaunt.

„Nein, nein, morgen oder übermorgen erst will ich die vollständige Uebersiedelung bewerkstelligen — wir sehen uns noch!"

Damit war er der peinlichen Nothwendigkeit enthoben, förmlichen Abschied zu nehmen. Er winkte noch grüßend mit der Hand, lächelte verbindlich nach allen Seiten und entfernte sich hastig. —

„Thut mir wirklich leid um ihn," sagte Herr Walker, als die Thür hinter dem Maler zugefallen war; „war ein netter Bursche. Nun, er hat Recht, und ich gönne ihm's von ganzem Herzen, daß ihm seine Verhältnisse gestatten, ein luxuriöseres Domizil aufzusuchen."

„Gewiß," pflichtete ihm die Gattin bei. „Und wenn Herr Brandt ein großer, berühmter Künstler geworden ist, so können wir uns mit Stolz erinnern, daß unser Haus es war, in welchem er angefangen hat, in welchem er vom leichtsinnigen, übermüthigen Jüngling zur Besonnenheit des gereiften Mannes gekommen ist, der fest und gesetzt seine errungene Stellung behauptet."

„Und mit erhabenem Lächeln auf die Thorheiten seiner

früheren Jahre zurückschaut," setzte Charlotte mit klarer Stimme hinzu.

Brandt durchrieselte ein unangenehmes Gefühl, als er oben in der Mansardenstube den schon zurückgekehrten Schriftsteller antraf.

„Nun, Richard, hast Du Deine Geschäfte besorgt, Alles geordnet?" frug er leichthin, den Hut auf's Bett legend.

„Ja, ich danke für die Nachfrage," erwiederte Vollbrecht, ohne sich umzudrehen. Er stand am Schreibtisch und kramte in seinen Papieren.

„Du warst bei Walkers unten?" frug er nach einer Weile.

„Ja, ich habe mit ihnen die Geschichte mit dem Quartier in's Reine gebracht," entgegnete Stephan, sich einen Anlauf nehmend, um jetzt, wo er gewissermaßen schon im Zuge war, Alles herauszusagen, was nicht ungesagt bleiben konnte. „Du mußt nämlich wissen, lieber Freund —"

„Ich weiß es bereits, spare Dir die Mühe!"

„Wie, Du weißt schon?"

„Soeben traf ich Michel, dem Du Dich ja heute Morgen anvertraut hast."

„Ja, ja, ich sprach mit ihm, ob er nicht meine Stelle als Miether hier einnehmen wolle, und er erklärte sich bereit, weil seine Stube —"

„Pardon, lieber Stephan, ich denke doch, es liegt ein nicht unbedeutender Theil einer diesbezüglichen Entscheidung an mir, da ich mir meinen Stubengenossen nach eigenem Gefallen wählen kann. Bemühe Dich deshalb in dieser

Sache nicht weiter; ich werde die Stube von nun ab allein bewohnen."

„Dann freilich entschuldige, daß ich — ich dachte, Wurm wäre Dir ein Freund —"

„Das ist Nebensache. Ich trage mich jetzt mit der Absicht, mit Eifer an meinem Roman zu arbeiten, da kommt mir die Einsamkeit ganz gelegen. Daß ich Deine Gesellschaft werde entbehren müssen, habe ich schon seit einigen Tagen gewußt, trotzdem Du mir nichts über Deinen Entschluß mitgetheilt hast."

„Seit einigen Tagen, sagst Du? Aber erlaube, da wußte ich ja selbst noch nicht — das kam mir so überraschend —"

„Mag sein, so habe ich es denn früher gewußt, als Du selbst. Ich habe überdies gar nicht darnach zu fragen."

„Richard," begann der Maler mit unsicherer Stimme, „Du hast etwas gegen mich seit letzter Zeit, nicht wahr? Ich wollte Dich schon früher darüber befragen, aber —"

Vollbrecht wandte sich um und trat langsam an Stephan dicht heran, der unwillkürlich etwas zurückwich.

„Aber Dein Gewissen hat Dir schon gesagt, was das für ein Etwas sei," sagte Richard, ihm scharf in die Augen sehend.

„Mein Ge—? Aber Richard, ich bitte Dich, was soll das?"

„Gib Dir keine Mühe, den Naiven zu spielen, Freund! Du weißt recht gut, was ich meine. Nun, was ist am Ende auch dabei? Deine großmüthige Freundin richtet

Dir ein hübsches, behagliches Atelier ein, Du beziehst es und findest in den Zärtlichkeiten der schönen Frau die Begeisterung zur künstlerischen Arbeit. Ihr seid einander nichts schuldig. Für Deine Bilder bezahlt sie Dich mit Geld, für Deine Liebe mit ihrer beglückenden Gegenliebe. Ich gratulire Dir, Stephan!"

„Wie, Du glaubst wirklich an das abgeschmackte Märchen, das Michel mit seinen dummen Witzeleien erfunden hat?"

Stephan gab sich den Schein tiefinnerlicher Entrüstung, aber heimlich befriedigte es ihn doch, hier eine neue Bestätigung jener Vermuthung zu hören, die früher durch die Nachricht Walker's über einen gewissen Ehekontrakt ganz bedeutend in ihm erschüttert worden war.

„Ich glaube nicht nur das, was Wurm sehr richtig erkannte, sondern ich weiß auch noch, daß Du in die schöne Baronin bis über beide Ohren verliebt bist, verliebt wie ein Wahnsinniger!" rief Vollbrecht, ihm die Hand auf die Schulter legend. „Oder willst Du das vielleicht noch länger leugnen?"

„Nun, und wenn es so wäre?" entgegnete Stephan, sich mit einem plötzlichen kühnen Entschluß emporrichtend. „Fändest Du darin eine Art von Schuld, die Du mir mit solchem Pathos vorwerfen zu müssen glaubst?"

„Ich bitte Dich, mache Dich nicht noch schlechter, als Dich eine rasende Verblendung bereits gemacht hat. — Stille! Laß mich ausreden! Du willst Dein Vorgehen mit diesen Reden einfach nur beschönigen, aber Dein eigenes Innere hat Dir eher als ich gesagt, daß Du im

Begriffe stehst, wie ein Narr — ich wähle absichtlich nicht den eigentlichen, passenderen Namen — also sagen wir: wie ein Narr zu handeln!"

„Richard, erwäge, was Du sprichst! Unsere bisherige Freundschaft gibt Dir kein Recht, Dir eine Sprache herauszunehmen, die —"

„Täusche Dich doch nicht selbst! Ich sage Dir ja, daß Du verblendet bist, und dieser Verblendung will ich einen großen Theil Deines sonst unentschuldbaren Benehmens zugute halten. Du straffst Dich überdies ja auch gleich selbst für Deinen schnöden Verrath, denn Du trittst Dein wirkliches Glück mit Füßen, Du trittst einen Demant in den Staub, um einen blinkenden Glasscherben aufzuheben, wie ein Kind nur nach dem Glitzernden greifend!"

„Sehr hübsch gesprochen! Aber wenn dem auch wirklich so wäre, wie Du behauptest — liegt Dir denn mein sogenanntes Glück so sehr am Herzen? Ich bin doch allein für mich verantwortlich."

„Ja, Du kannst Dich nach eigenem Gefallen zu Grunde richten, Dein Glück nach Belieben wie ein unvernünftiger Knabe verderben. Schade nur, daß Du dabei ein herrliches, reines Herz zerbrichst, um leichten Fußes Deinem Schattenbilde zuzueilen. Fühlst Du denn wirklich keine Gewissensbisse darüber, daß Du die Seele der armen Charlotte vernichtest?"

Brandt wurde plötzlich todtenbleich und trat zusammenzuckend einen Schritt zurück. Jetzt war das furchtbare Wort gesprochen, vor dem er mit unbewußter Ahnung die ganze Zeit über gezittert hatte.

„Du weißt —?"

„Daß Dich das arme Kind liebt mit der ganzen Innigkeit ihres reinen Herzens; ich habe es schon lange, lange gemerkt und — mich darüber aus Freundschaft für Dich — gefreut."

Ein eigenthümlicher gurgelnder Ton, der aus seiner Kehle drang, unterbrach seine Rede. Er wandte sich ab; Brandt hatte sich in einen Stuhl fallen lassen und stierte stumpf vor sich hin. In seinem Herzen regte sich ein warmer Impuls, es war ihm mit einem Male, als müsse er dem treuen Freunde um den Hals fallen, zurückkehren zu dem Glück, das ihm hier in dem alten Hause erblüht war. Er stand schon auf, als plötzlich wieder jenes entsetzliche Lächeln vor ihm auftauchte, das er vor wenigen Minuten gesehen, und das ihm gesagt hatte, daß Lottchen selbst ihn durchschaute. Jetzt wandte sich auch Vollbrecht wieder um, um in seiner, den Maler vernichtenden Rede fortzufahren.

„Siehst Du, wie Du dastehst in Deiner ganzen Erbärmlichkeit!" rief er zornig. „Du hast ein edles Gemüth für immer vergiftet, denn was soll der Armen nun noch heilig und wahr gelten, wenn sie den einzig Geliebten als einen — Lügner erkennen muß?"

„Woher weißt Du, daß ich Charlotten von Liebe gesprochen?" stammelte Stephan. „Hat sie Dir gesagt — "

„Nein, aber ich erkannte aus ihrem Wesen, daß es zwischen euch zur Aussprache gekommen war; was sich ihre Seele bis dahin kaum eingestanden hatte, ich erkannte es, wie ich ihre innige Neigung errieth, wie ich

in nächster Zeit ihren Kummer aus ihren offenen Mienen errathen werde, trotzdem sie sich bemühen wird, ihrer Umgebung das bittere Leid zu verbergen, das an ihrem Herzen zehrt."

Vollbrecht wandte sich ab und ging an's Fenster; er konnte seiner wilden Bewegung nicht mehr Herr werden. Stephan preßte die Zähne aufeinander und fuhr sich mit bebenden Fingern durch's Haupthaar.

„Du bist in einer Erregung befangen, die ich erst verrauchen lassen will, ehe ich Dir auf Deine Ausfälle entgegne," sagte er endlich nach längerer, schwüler Pause. „Ich kann jetzt nicht mehr zurück. Der gegenwärtige Auftritt zwingt mich sogar, dieses Haus noch heute — augenblicklich zu verlassen. Lebe wohl!"

Er that einige Schritte gegen die Thür zu, blieb dann aber stehen, als erwarte er ein Abschiedswort, doch Richard blieb stumm.

„Wir wollen uns, wie gesagt, zu schicklicherer Zeit und an gelegenerem Orte aussprechen, wenn es Dir recht ist. Für heute sage ich Dir Lebewohl. — Nun, hast Du nicht ein einziges Wort mehr für mich als Scheidegruß?"

Vollbrecht schwieg. Stephan wollte auf ihn zugehen, besann sich dann aber und riß kurz entschlossen die Thür auf.

„Den Rest meiner Sachen lasse ich dieser Tage holen!" rief er noch von der Schwelle aus zurück, ohne sich mehr umzudrehen. „Merke Dir, daß nicht ich es war, der jede weitere Verständigung zwischen uns ablehnte. Adieu!"

Vollbrecht hörte die Thür in's Schloß fallen und den

Maler mit raschen Schritten die Treppe hinabsteigen. Als der letzte Ton verhallt war, verließ er das Fenster, setzte sich an den Schreibtisch und legte die Stirne auf die aufgestemmten Arme; ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner breiten Brust.

Achtes Kapitel.

Das Erbe der Wahnsinnigen.

Doktor Trenner ging wirklich mit dem versprochenen Eifer an die Erledigung des Geschäftes, womit ihn der junge Graf Wernshausen unter solchem Drängen zur Eile betraut hatte. Gleich am Morgen nach dem prunklosen Leichenbegängniß der alten Gräfin fuhr der Notar nach Goseck hinaus, wo er sich, um den ihm gewordenen Auftrag mit aller Sorgfalt zu vollziehen, auf einige Tage einzuquartieren gedachte.

Der nun schon völlig kahle Schloßpark mit seinen verschlungenen Wegen, die mit dürren, raschelnden Blättern bedeckt waren, bot in der fahlen Beleuchtung des regendrohenden grauen Oktoberhimmels einen noch trübseligeren Anblick, als damals im Mondlicht den vier Freunden.

Doktor Trenner war jedoch nicht der Mann, auf den die Natur den geringsten Eindruck gemacht hätte. Scheltend über den „gottverlassenen Eulenwinkel" verließ er seinen Wagen, der wieder zur Stadt zurückfuhr, und läutete am Gitterthor. Er mußte aber geraume Zeit warten, bis Dominik, der Hüter des verlassenen Schlosses, ihm öffnete, ein Umstand, der gleichfalls nicht geeignet war, die schlechte Laune des Doktors zu verbessern.

Bei jedem Schritt, mit welchem er sich dem Schlößchen näherte, schüttelte er immer erstaunter das graue Haupt darüber, wie es denn dem lebenslustigen Grafen Herbert Wernshausen einfallen könne, sich mit der jungangetrauten Gattin in dieses „Nest" zu vergraben, noch dazu in einer solchen Jahreszeit. Aber als Advokat hatte er zu so mancher Marotte schon Brief und Siegel gegeben und sich daran gewöhnt, ohne weitere Reflexionen seiner Pflicht zu genügen.

Die Zimmer waren zum größten Theil verschlossen, da die verstorbene Gräfin nur einen kleinen Seitenflügel mit drei Gemächern bewohnt hatte. Trenner ließ sich die schon seit Jahrzehnten unbenützten Räume aufschließen und inspizirte gewissenhaft das staubbedeckte Inventar. Es bestand zumeist aus sehr schönen, alterthümlichen Möbeln, die als Antiquitäten einen sehr bedeutenden Werth darstellten.

„Diese Räumlichkeiten sind wohl schon lange unbewohnt?" wandte sich der Notar an Dominik, der ihn mit der alten Suse auf seinem Rundgang begleitete.

Der Diener zuckte die Achseln. „Weiß der Himmel, wie lange schon! Ich bin indessen erst an die acht Jahre hier in Goseck, seitdem meine Schwester Susanne eben Wittwe geworden ist. Aber diese hat mit ihrem Manne, dem alten Forstwart Schmidtbauer, schon dazumal hier gehaust, als noch die selige Durchlaucht lebte."

„Welche Durchlaucht?"

„Fürst Salvator auf Eichenburg und Goseck," antwortete die zahnlose Schwester des Dieners geschwätzig. „O, das

war ein gar strenger alter Herr; ich hör' ihn noch mit seinem Krückstock die Treppen und die Korridore auf und ab rumoren und alle Donnerwetter vom Himmel herabfluchen, wenn ihn sein Zipperlein wieder einmal so recht in die Beine zwickte."

„Das Fürstengeschlecht ist ausgestorben?"

„Ja, mit dem Fürsten Salvator. In seine reiche Erbschaft sollten sich seine beiden Neffen, die Grafen Wladimir und Egon v. Wernshausen theilen, die mit ihm durch seine beiden Schwäger verwandt waren. O, mir ist's, als wär's erst gestern, und es sind doch schon beinahe vierzehn Jahre, als wir der Durchlaucht da drüben im grünen Schlafzimmer die Augen zudrückten, denn Sie müssen wissen, Herr Doktor, der Fürst hielt etwas auf den alten Schmidtbauer und mich; glaub's wohl, mein Mann hatte ja mit ihm noch anno Fünfzehn in Belgien gestanden. O, wenn der Fürst mit dem Schmidtbauer auf die alten Zeiten zu sprechen kam, wo sie noch als blutjunge Kerls — Gott verzeihe mir's! — der Eine als Kapitän, der Andere als Musketier, gegen die Franzosen gezogen sind — ach, du liebe Güte, da konnten sie Beide schier kein Ende finden."

„Ja, ja, gute Frau, Ihr wißt mir das vortrefflich vor Augen zu rücken," sagte der Notar lächelnd. „Aber um wieder auf die Hauptsache zurückzukommen: vor vierzehn Jahren, sagt Ihr, haben die beiden Grafen Wernshausen das Erbe des alten Oheims angetreten?"

„So ist es. Die beiden Vettern kamen mit Kind und Kegel zu dem prunkvollen Leichenbegängniß der Durch-

laucht angerückt. Der Erste war Graf Egon, immer schon der Liebling des alten Fürsten, der brachte seine wunderschöne Frau mit, die Gräfin Aurelie, und seinen sechsjährigen Buben, den kleinen Hans. Ein paar Tage später — man mußte den Fürsten, dessen Leiche einbalsamirt worden war, so lange noch aufgebahrt halten — kam auch Graf Wladimir angefahren, aber — ohne seine Frau, denn die war gerade zu der Zeit im Kindbett gestorben; das war auch der Grund, weshalb der Herr Graf erst so spät eintraf. Von einer Todtenfeier mußte er zur anderen reisen, freilich hat's ihn, scheint es, nicht besonders angegriffen, denn hier hatte er ja ein hübsches Erbe zu erwarten, was ihm und seinem Vetter, die Beide bis dahin ganz blutarme Junker gewesen, sehr wohl zu Statten kommen mußte. Na, und der Tod der Frau — Du lieber Gott! es war ja bekannt, wie schlecht die Eheleute mit einander gelebt hatten. Graf Wladimir war nämlich aus Standesrücksichten zu seiner Ehe mit der ersten Frau gezwungen worden. Er hätte wohl gern die Comtesse Aurelie gehabt, aber die mußte, wie es der Fürst Salvator partout wollte, den Egon nehmen, weil der gar so närrisch in sie verschossen gewesen sein soll. War auch ein herrliches Frauchen, die Gräfin — Gott laß sie ruhen, nun haben wir sie gestern begraben!"

Dominik benutzte die Pause, während welcher seine redselige Schwester sich ein paar Thränen auf den runzligen Wangen trocknete, um ihr eine ernste Mahnung zu Theil werden zu lassen.

„Schwatz' doch nicht so grausam viel, Suse, Du redest

ja den Herrn Doktor ganz dumm. Wer interessirt sich denn für Deine alten Geschichten?"

„Doch, doch," warf Trenner ein, den das originelle Paar belustigte und der an den Mittheilungen der Alten nach und nach Interesse gewann. „Erzählt mir nur fort, liebe Frau; ich kann als Sachwalter des gräflichen Hauses nicht genau genug in diese Familienverhältnisse eingeweiht werden. Nehmt da einen Stuhl und setzt Euch zu mir, es plaudert sich so besser."

Damit nahm er auf dem altmodischen purpursammetnen Kanapee Platz, während er auf einen der breiten, wunderlich geschweiften Armstühle zeigte, die um den geschnitzten Tisch herumstanden.

Das ließ sich Frau Susanne Schmidtbauer, die darnach lechzte, ihre gelenkige Zunge wieder einmal in Bewegung zu setzen, natürlich nicht zweimal sagen. Sie warf ihrem Bruder, der brummend daneben stand, einen triumphirenden Blick zu und nahm dann respektvoll dem Notar gegenüber Platz.

„Also Ihr behauptet, Graf Wladimir habe schon weit früher eine Neigung für die Gräfin Aurelie genährt?" nahm Trenner das Gespräch wieder auf. „Das war noch vor ihrer Verbindung mit Egon?"

„Ganz gewiß, aber der Fürst Salvator, der, wie gesagt, an dem jüngeren Neffen einen förmlichen Narren gefressen hatte, bot Alles auf, um dem Liebling die gewünschte Braut zu verschaffen. Die Comtesse Aurelie, die auch mit dem alten Fürsten in ferner Verwandtschaft stand und wie die beiden Grafen von ihm abhängig war,

konnte schließlich nichts Anderes thun, als den Grafen Egon, der damals als Major bei den Husaren stand, zu heirathen. Na, mir hätte der schmucke, feurige Reitersmann wahrhaftig besser gefallen, als der weit ältere, finstere und blasse Wladimir mit den unheimlichen Augen, die einen Blick hatten, als ob sie Einen durchbohren wollten."

„Aber, Suse, bedenk' doch, was Du wieder schwätzest!" mahnte Dominik mit ängstlichem Ton.

„Laßt sie doch!" widersprach der Notar. „Ich werde Euch nicht verschwärzen bei Eurem Gebieter. Redet nur weiter. Ihr meint also, Aurelie hätte den Wladimir lieber genommen, als den Major?"

„I freilich, obwohl ich's nicht begreife! I nu' ja, der Herr Major war zuweilen etwas rauh und unfein, ein kurz angebundener Soldat, der nicht lange Flattusen machte — nun eben der echte Neffe des Onkel-Fürsten; zudem war er oft geradezu schaurig wild und tollkühn, absonders, wenn er auf seinem Rappen saß, und Graf Wladimir, sein Vetter, verstand sich mehr darauf, den Galanten, den Süßen zu spielen; aber ich hätt' mir von ihm nichts weißmachen lassen, mir wär' der schneidige Major weit lieber gewesen. Nun, gleichviel, die Gräfin hatte einmal ihren Geschmack und hat ihn ja auch wirklich bald darauf befriedigen können."

„Ja, nach dem Tode ihres ersten Gatten heirathete sie den Wittwer Wladimir. So viel ich mich gehört zu haben erinnere, verunglückte Graf Egon gerade hier auf Goseck, während die Erbschaftsverhandlungen zwischen ihm

und seinem Vetter gepflogen wurden. Ist es nicht so?" Doktor Trenner fand sichtlich immer mehr Interesse an den Erzählungen der alten Frau.

„Ganz wohl. Die Verhandlungen waren ziemlich langwierig, weil der Fürst-Oheim ohne Testament verstorben war. Die Vettern sollten sich nun mit einander einigen. Goseck wollte Egon übernehmen, dem es vom Fürsten schon oft während seiner Lebenszeit für die Zukunft zugesagt worden war. Graf Wladimir hatte dagegen nichts einzuwenden, nur in Betreff der übrigen zahlreichen Güter und des sonstigen Vermögens konnten sie sich nur langsam ausgleichen. Während dieser Zeit wohnten die beiden Erben hier im Schlosse, jeder mit seiner Familie."

Graf Wladimir hatte also gleichfalls seine beiden Kinder mitgebracht?"

„Nur den damals dreizehnjährigen Grafen Herbert. Das Mädchen, die kaum geborene kleine Kamilla, war noch zu jung und schwächlich. Sie blieb mit ihrer Amme und einer Gouvernante in Dresden, wo Graf Wladimir damals zur Gesandtschaft gehörte."

„Ja, richtig, er war damals noch Attaché! — Apropos, gute Frau, sagt mir, bestand denn zwischen den beiden Vettern nicht eine gewisse Feindschaft, nach dem zu schließen, was Ihr mir da von ihren Verhältnissen erzählt?"

„Ich glaube wohl, denn dem Herrn Major konnt' es doch nicht unbekannt geblieben sein, daß sein Vetter in früherer Zeit auf die Gräfin ein Auge gehabt habe. Aber hier auf Goseck verkehrten sie trotzdem sehr freundschaftlich

mit einander; aller Groll schien vergessen. Graf Wladimir wußte sich besonders vor lauter Zuvorkommenheit gegen den ‚lieben Vetter' nicht zu lassen. Keinem, der nicht tiefer in ihre früheren Angelegenheiten sehen konnte, wäre es eingefallen, an eine Zwistigkeit zwischen den Beiden zu denken. Jetzt war eitel Sonnenschein und gegenseitiges Wohlwollen in der Verwandtschaft."

„Nun, da mußte es den Grafen Wladimir doch gewaltig erschüttern, als gerade zu dieser Zeit der schreckliche Todesfall des Majors eintrat?"

„O, das war ein fürchterlicher Schlag. Ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß er dem Grafen so nahe gehen könnte. Aber wer den Herrn damals gesehen hat, der mußte eingestehen, daß mehr Gefühl in ihm war, als ihm nur Jemand zugetraut hätte. Er geberdete sich schier wie närrisch. Als es bekannt wurde, daß man den Major vermisse, bot er Alles auf, die ganze Dienerschaft, die Bauern auf Stunden im Umkreis und stellte sich selbst an ihre Spitze, nach dem Verschwundenen zu suchen. Man hatte nicht weit zu gehen. Da draußen an der Teufelsschlucht fand der Graf noch einen Handschuh und die Reitpeitsche des Majors am Abhange liegen. Der Rappe des Armen war schon gegen Morgen im Stalle vermißt worden; auf einem der vorspringenden zackigen Felsen, die man vom Rande des grausigen Schlundes erblicken konnte, sah man den blutenden Leichnam des edlen Pferdes zerschmettert hängen. Sein Reiter war aus dem Sattel gestürzt, hinunter in die Schlucht, durch die unten der wilde Bach strömt, der nach der Meinung des Volkes

an vielen Stellen eine schier unergründliche Tiefe haben soll. Sie müssen sich diesen Abgrund, der nicht umsonst die Teufelsschlucht heißt, einmal ansehen, Herr Doktor! Wer da hineingeräth, der kommt nicht wieder heraus. Das brausende Wasser führt über Geröll und spitzes Gestein, das Alles zerfetzen muß — der Abgrund gibt nichts wieder heraus. — Man hatte übrigens den Herrn Major schon oft gewarnt, aber er konnte von seiner seltsamen Passion nicht lassen, Nachts, bei Mondschein, wie ein Gespenst aus dem Heer des wilden Jägers die Waldwege zu durchjagen und mit Tollkühnheit über Hecken und Zäune zu rasen, daß dem ihm zufällig begegnenden nächtlichen Wanderer die Haut schaudern mußte ob solch' gottversuchender Vermessenheit, die der kecke Offizier sein ‚nächtliches Luftbad' nannte. Nun, er hat ja schrecklich dafür gebüßt, mußte dahinfahren in seinen Sünden, ohne geistlichen Trost, ohne Vorbereitung zu dem Gang vor seinen ewigen Richter, schaurig und martervoll seine Seele aushauchen."

Die Erinnerung hatte die Alte gewaltig angegriffen. Sie drückte die Schürze vor die Augen.

„Ein unglückseliges Zusammentreffen," sagte der Advokat mit gedämpfter Stimme. „Drei Todesfälle in der Familie und fast zu ein und derselben Zeit! Das mußte gewaltig erschüttern. — Und die Leiche des Verunglückten konnte nicht mehr an's Tageslicht gebracht werden?"

„Lieber Herr Doktor, wer in die Teufelsschlucht hinabfällt, der geht — wie man sagt — auf geradem Weg in's Reich des Bösen hinab. Man hat natürlich Nachforschungen

angestellt, aber sie blieben fruchtlos, denn bis auf den Grund der Schlucht hinab konnte Niemand kommen."

„Und wie nahm die Gräfin Aurelie, die Wittwe des Majors, diesen Unglücksfall auf? Setzte sie nicht ebenfalls Alles daran, wenigstens den Körper ihres Gatten wieder zu erlangen?"

„Ach Gott, die arme Frau hatte das Unglück schier stumpfsinnig gemacht. Sie hatte keine Thräne, kein Wort des Schmerzes, aber in ihren Zügen prägte sich ein Gram aus, der ihre Umgebung erschreckte. Ich glaube, unter uns gesagt, Herr Doktor, daß schon damals mit jenem schrecklichen Ereigniß der Grund zu ihrer späteren Geisteszerrüttung gelegt wurde. Kein Mensch hat die Arme von der Zeit an mehr weinen, aber noch weniger mehr lächeln gesehen. Das einzige Band, das sie an die Welt zu knüpfen schien, war ihr Kind, der herzige kleine Hans."

„Nun, und dennoch wurde ihre Vermählung mit Graf Wladimir v. Wernshausen vollzogen?" fragte Trenner erstaunt.

„Ja, weil es der Graf so wollte. Du lieber Gott, ich glaube, die arme Aurelie hätte sich in ihrer Gemüthsverfassung mit derselben Gleichgiltigkeit auch zum Schaffot führen lassen. — Während der Trauerzeit, welche die Gräfin mit ihrem Sohne hier auf Goseck verbrachte, ordnete Graf Wladimir seine Angelegenheiten in Dresden. Und nach Jahr und Tag wurde er auf sein Ansuchen nach der Residenz versetzt, wo seine Bekannten nicht wenig überrascht sein mochten, als sie erfuhren, daß er sich mittlerweile in aller Stille mit seiner Schwägerin verheirathet

habe. Ja, das war eine ganz eigenthümliche Ehe. Die Gräfin wollte sich — das war der einzige Punkt, in dem sie einen unbeugsamen Willen zeigte — um keinen Preis von Goseck trennen, und ihr nunmehriger Gemahl mußte wohl oder übel nachgeben, obgleich er nur sehr ungern sich hier aufhielt. Er übernahm das Palais in der Stadt und kam nur ab und zu, oft nur auf wenige Stunden, zu uns heraus. Das ging so ungefähr vier Monate lang — schöne Flitterwochen das! Da empfing der Graf eines Tages die Nachricht, daß sein kleiner Stiefsohn, den die Mutter nicht von ihrer Seite lassen wollte — verschwunden sei. Hänschen war nämlich, trotz des mütterlichen Verbotes, oft ganze Nachmittage im Park und spielte dort. Einer der Stallburschen mußte wohl dem Kinde von der unnatürlichen Todesart seines Vaters erzählt haben, denn es zeigte mit einem Male eine unbändige Neigung, die Teufelsschlucht aufzusuchen."

„Furchtbares Verhängniß! Der kleine Sproß des Verunglückten fand also seinen Tod in derselben Felsenschlucht?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach, denn man hat seither keine Spur mehr von ihm zu entdecken vermocht. Der Abgrund hat ihn verschlungen wie seinen Vater."

„Entsetzlich! — Und von diesem Ereigniß datirt nun der offenbare Wahnsinn der Gräfin Aurelie?".

„Ja, sie tobte, schlug um sich, verfiel in Krämpfe und schließlich in eine mehrtägige vollständige Bewußtlosigkeit. Als sie erwachte, war ihr Geist unheilbar zerstört. Sie konnte Stunden lang völlig theilnahmlos vor sich hin-

starren, um plötzlich wieder in wilde Raserei zu verfallen. Die berühmtesten Irrenärzte fanden sich auf dem Schloß hier ein, aber sie zuckten die Achseln und konnten gegen das Seelenleiden der Gräfin nichts ausrichten. Im Lauf der Jahre wurde sie von selbst ruhiger, das heißt, die Tobsuchtsanfälle wurden immer seltener und hörten endlich ganz auf. Nur in den Nächten, wo Vollmond war, zeigte sie eine schreckliche innere Angst, sie wollte in den Park hinab, nach der Schlucht hinaus, die ja in einer solchen Mondnacht ihrem Manne ein so schreckliches Grab bereitet hatte, um kaum nach Jahresfrist auch den Knaben zu verschlingen. Für diese Zeiten der Qual wurde der Unglücklichen ein Opiat verschrieben, um ihr Ruhe zu verschaffen. Sie blieb auch endlich völlig stumpf und gelassen, aber ich sage Ihnen, Herr Doktor, ich getraue mir einen Eid darauf abzulegen, daß sie von Zeit zu Zeit, allerdings nur auf kurze Augenblicke und immer bei Nacht, zum völligen Gebrauch ihrer Vernunft zurückkehrte, man mag dagegen behaupten, was man will."

„Woraus schließt Ihr das?" fragte der Advokat.

„Weil ich, wenn ich in einer solchen Nacht Licht in ihrem Schlafzimmer bemerkte, an ihre Thür geschlichen bin — in der besten Absicht natürlich, Herr Doktor, in der besten Absicht! Und da habe ich sie durch das Schlüsselloch gesehen, am kleinen Schreibpult sitzend, das noch von früher her im Zimmer stand. Sie beugte sich über das Papier und schrieb."

„Und was schrieb sie denn? Habt Ihr das nie erfahren können?"

„Nein, sie muß das Papier wohl immer wieder heimlich verbrannt, oder sonstwie vernichtet haben. Sehen Sie, und das ist gewiß ein neuer Beweis, daß sie manchmal ihre vollen Geisteskräfte wieder erlangte."

„Ganz entschieden," pflichtete Trenner bei. „Doch sagt, habt Ihr darüber niemals dem Grafen Mittheilung gemacht? Dieser Umstand würde ihn wohl in Erstaunen gesetzt haben?"

„Der Herr kam seit dem Ausbruch ihrer Krankheit mit keinem Schritt mehr heraus in die Gegend, noch viel weniger in das Schloß. Unser Bedarf wurde durch den Haushofmeister herausgeschickt, der immer nur einen Reitknecht sandte. Mein Bruder und ich haben schon an die sechs Jahre lang keinen Fuß mehr vor das Parkgitter gesetzt; wir führen hier ein wahres Einsiedlerleben."

„Ein wenig beneidenswerthes Dasein, wahrhaftig! Dazu kam noch die Pflege der Wahnsinnigen, die Euch wohl schwere Sorge aufgebürdet haben wird."

„Nun, der Arbeit war's just nicht so viel," meinte Frau Suse; „ich sagte Ihnen ja, die arme Kranke verhielt sich meistens ruhig und machte uns in ihrer anspruchslosen Zurückgezogenheit wenig zu schaffen. Erst in den letzten paar Tagen kam wieder die alte Unruhe über sie; sie wandelte bei Nacht, wie vor Jahren. Und ich habe auch nur zu sehr Recht behalten mit meiner Vermuthung, daß diese plötzliche Wiederkehr ihres aufgeregten Zustandes deutlich auf ihre nahe Auflösung schließen lasse."

„Sie habe die ewige Ruhe im Grabe, das ihr Er-

lösung brachte!“ murmelte der Notar mit einem unbehaglichen Gefühl, während er sich vom Sopha erhob. Jetzt fühlte er es trotz des Ueberziehers, daß es in diesen ungeheizten weitläufigen Gemächern doch recht frostig und ungemüthlich war. Er knöpfte seinen Rock zu und ging schweigend voran durch die Flucht der öden, verstaubten Zimmer.

„Warum habt Ihr denn hier nicht mehr auf Sauberkeit geachtet?“ konnte er sich zu fragen nicht enthalten.

„Wir durften nicht. Die Kranke hätte es nicht geduldet, daß Jemand die Zimmer betrete, die sie damals, als Fürst Eichenburg's Erbschaft getheilt wurde, mit dem Major Egon und ihrem Knaben bewohnt hatte. Sie selbst schlich sich immer mit nervöser Scheu an diesen Thüren vorbei, wenn sie einmal zufällig von dieser Seite her ihre Gemächer verließ und durch den Korridor kam.“

Den Schluß der Zimmerreihe bildete ein kleines, viereckiges Gemach mit apfelgrünen Sammetmöbeln. Außer vier Lehnstühlen, einem Schreibtisch und einem Bette mit breitem Himmel befand sich hier noch ein riesiger Bücherschrank aus schwerem Eichenholz. Doktor Trenner hob den langen, raschelnden grünen Seidenvorhang des Schrankes, der von oben bis unten mit Büchern gefüllt war. In den untersten Fächern stand eine mehrfache Reihe riesiger, in Schweinsleder gebundener Folianten.

„Das war das Studir- und zugleich das Schlafzimmer des Fürsten Salvator,“ erklärte die alte Suse. „Hier hat der alte Sonderling das Zeitliche gesegnet und eben hier hielten die beiden gräflichen Vettern später ihre Be-

rathungen über die Ordnung der Erbschaft. Sie brachten oft ganze Nächte hier zu. Wahrscheinlich stöberten sie in dem Schreibkasten da neben dem Bücherschrein nach etwaigen Aufzeichnungen des Onkels, die vielleicht einigen Aufschluß über seine letztwilligen Verfügungen geben konnten."

„Aha," sagte der Notar, den altmodischen Schreibtisch betastend. „Nun, der Schlüssel steckt ja im Schubfache, da können wir also später ohne Umstände genaue Nachschau halten. — Dominik, Ihr heizt mir hier den alten Kamin dort in der Ecke, ich will einstweilen in diesem Zimmer mein Quartier aufschlagen!"

„Wie?" riefen die beiden Geschwister erstaunt, mit einem Ausdruck ängstlicher Scheu in den Gesichtern.

„Gerade hier in dem unheimlichen Zimmer?" setzte Frau Susanne hinzu und schlug erschreckt die knochigen Hände zusammen. „Mein Gott, Herr Doktor, wissen Sie nicht, daß es hier nicht ganz geheuer sein soll?"

„Wie das? Wandelt hier vielleicht ein Gespenst, der Geist einer Ahnfrau?" spöttelte der Anwalt lachend.

„Der Geist des verunglückten Majors Egon!" schrie die Alte beinahe hinaus. „Der Graf Egon, der mit allen seinen Sünden in die Teufelsschlucht gestürzt ist, soll hier erscheinen, um nach seiner Gattin zu forschen, die nach seinem schrecklichen Tode seinem Vetter Wladimir die Hand gereicht hat. Ja, es wird behauptet, sein Gespenst habe auch seinen Sohn, den kleinen Hans, mit sich genommen, als dieser einen Stiefvater bekommen hatte. Ich spreche nicht gern von diesen Dingen, aber jetzt muß heraus, was ich nicht verschweigen darf."

„Na, macht Euch keine Sorge um mich," meinte Trenner lächelnd; „wenn das Gespenst kommen sollte, so will ich es als angenehmen Gesellschafter begrüßen und mich mit ihm ganz freundschaftlich unterhalten."

„Barmherziger Gott, freveln Sie nicht, Herr Doktor —"

„Schon gut, sage ich!" unterbrach sie der Notar, ärgerlich auf den Teppich stampfend, aus dem eine Staubwolke aufstieg. „Thut, was ich Euch befohlen habe! Macht Feuer im Kamin und bringt mir eine Lampe herüber, ich werde vielleicht einen Theil der Nacht zu Hilfe nehmen müssen, um mit meinen Geschäften rascher fertig zu werden. Morgen übersiedle ich dann nach dem anderen Flügel, in die Zimmer der verstorbenen Gräfin. Hoffentlich komme ich bald zu Ende und damit weg von diesem Eulenneste, das Einem auch ohne Gespensterfurcht unheimlich werden kann!"

Das Geschwisterpaar schüttelte den Kopf, wagte aber keine Gegenvorstellung mehr. Stumm und ängstlich entfernten sie sich. Zehn Minuten später kehrte Dominik zurück, brachte dem Notar, der sich schon an den Schreibtisch gesetzt hatte, eine Lampe, Feuerzeug und Kerzen und machte im Kamin Feuer. Die behagliche Wärme, die bald darauf das kleine Gemach durchströmte, machte den Aufenthalt daselbst bald bei Weitem behaglicher, als der Notar erwartet hatte.

„Das Essen besorgt Ihr mir wohl aus dem Dorfwirthshause oder, wenn es nicht zu weit ist, aus dem Felsenkeller?" wandte er sich dann an den Diener, der sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. Dominik ant-

wortete mit einem stummen Kopfnicken und ging mit ängstlicher Eile davon.

„Komische Leute!" murmelte Trenner, dem Alten lächelnd nachsehend. „Nun, ich habe noch nie gehört oder gelesen, daß die Gespenster einem Advokaten Stand gehalten hätten, sie werden also höchst wahrscheinlich auch mich ungeschoren lassen. — Und nun an die Arbeit!"

Die Schubfächer des Schreibtisches enthielten nichts als einen Haufen wirr durcheinander geworfener Schriften. Es waren vergilbte Rechnungen, Berichte von den Gutsverwaltern, Quittungen, Lieferungsabschlüsse u. s. w., meist werthlose Papiere, die der alte Fürst Eichenburg mit Pedanterie gesammelt hatte. In einem kleineren Fache fand der Notar Briefe mit den Jahreszahlen 1827 bis 1839; es waren französisch geschriebene, steife Episteln, in denen Graf Wladimir v. Wernshausen von Paris, Brüssel und Dresden aus den Oheim um Geldzuschüsse ersuchte. Briefe mit ähnlichem Inhalt, aber in weit ungezwungenerem, burschikosem Styl, die daneben lagen, zeigten die Unterschrift des Husarenlieutenants Egon v. Wernshausen. Die hier erbetenen Summen überstiegen diejenigen, die der diplomatische Vetter begehrte, um ein Erkleckliches. Der Notar konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Bin überzeugt, der Lieblingsneffe erhielt von dem gestrengen Onkel seine Wünsche eher erfüllt, als der Andere," murmelte Trenner für sich. „Die Excellenz wird wohl nicht mehr an diese delikaten Erinnerungszeichen seiner früheren Lebensperiode gedacht haben, als er ein-

willigte, mich da herauszuschicken. Hahaha! Was doch ein Advokat nicht Alles erfahren kann!"

Er kramte weiter in dem moderig riechenden Wust von Papieren, fand aber nichts mehr, das nur im Entferntesten das Interesse seines Auftraggebers oder auch nur seine Privatneugier hätte berühren können.

Er wandte sich zum Bücherkasten und holte mehrere der hier aufgespeicherten Bände herab, schönliterarische und wissenschaftliche Werke, zumeist in französischer Sprache. Dann griff er nach einigen der altehrwürdigen Folianten, die in den unteren Fächern enge aneinander gepreßt standen. Es gelang ihm nur mit Mühe, die über und über mit Staub bedeckten Bücherriesen, die förmlich in die Regale gepfropft schienen, hervorzuholen. Er reinigte die Folianten flüchtig und schlug sie auf, um nach den Titeln zu sehen. Es waren lateinisch geschriebene Werke über Alchymie, für die der Jurist nur ein verächtliches Lächeln hatte.

„Sollte sich der alte Fürst, der ja ein Original gewesen sein mag, mit der Goldmacherkunst und ähnlichen Dummheiten beschäftigt haben?" sagte er sich, die mächtigen Bände wieder in die Regale zurückschiebend. „Aber vielleicht sind diese Folianten auch alte Erbstücke, von einem Ahnherrn zurückgelassen, der die Alchymie als wissenschaftlichen Sport betrieben hat!"

— — — — — — — — — — — —

Schon am nächsten Abend war der Notar in der Erledigung seines Geschäftes, eine genaue Aufnahme des Inventars zu bewerkstelligen, so weit vorgeschritten, daß

er zu den Zimmern kam, die der Gräfin Aurelie zum Aufenthalt gedient hatten.

Das erste Zimmer, das wie ein Salon eingerichtet war, enthielt außer den gewöhnlichen Möbelstücken ein alterthümliches Spinett und einen modernen Flügel, reich mit Gold, Perlmutter und eingelegtem Elfenbein verziert. Hier mochte die Gräfin wohl musizirt haben. Das zweite Gemach unterschied sich nicht wesentlich von dem vorigen, nur ein großer runder Tisch deutete darauf hin, daß es als Speisezimmer benützt worden war. Im dritten, etwas größeren Zimmer, das in einem Alkoven ein mit himmelblauen Gardinen verschlossenes Bett enthielt, wandte Trenner seine Aufmerksamkeit vor Allem dem kleinen Schreibpult zu, das durch die Erzählung der alten Suse sein besonderes Interesse erweckt hatte.

Er stellte seine Lampe auf einen geschnitzten Aufsatz und machte sich daran, die Einrichtung des Schreibtisches zu untersuchen. Keines der verschiedenen Fächer war versperrbar, es war ihm also ein Leichtes, den Schreibtisch in allen Theilen zu visitiren, aber außer einem Vorrath von Schreibrequisiten fand sich nichts, absolut nichts vor, so eifrig auch der Notar seine Prüfung fortsetzte.

„Nichts, wirklich gar nichts?“ brummte er mit unmuthigem Kopfschütteln. „Sollte die Gräfin wirklich ihr Geschreibsel vernichtet haben? Oder vielleicht hat sich die Alte getäuscht und ihre abergläubische Phantasie hat ihren Augen eine Fabel vorgegaukelt. — Hm! Aber so unmöglich wäre es doch nicht. Man hat ja schon öfter Fälle beobachtet, in denen Geistesgestörte Aufzeichnungen machten,

die neben manchem Blödsinn ganz interessante Bemerkungen enthielten! Ich bin überzeugt, wenn die Gräfin wirklich dann und wann heimliche Schreibereien aufsetzte, so behandelten sie ein Thema, das mit dem Familiendrama der Wernshausen in engen Beziehungen stand; Aufschlüsse, Erklärungen, die manchen dunklen Punkt in dieser Geschichte vielleicht sehr eingehend beleuchten würden, und mit denen sich etwas anfangen ließe. — Hm! — Wäre nicht schlecht, wenn ich davon Gebrauch machen könnte. Nun, wenn etwas Derartiges vorhanden ist, so stehe ich dafür, daß ich dahinter kommen werde, und wenn ich auch gleich das ganze alte Möbelstück da in kleine Späne zerlegen und zersplittern müßte!"

Er nahm sein Taschenmesser heraus, rückte das Pult von der Wand weg und machte sich daran, es von allen Seiten abzuklopfen. Umsonst, nirgends ein Klang, der auf eine verborgene Höhlung im Gefache hätte schließen lassen. Der Notar betrachtete mit größter Aufmerksamkeit die mannigfachen Schnitzereien, die den Tisch auf drei Seiten bedeckten. Vorne unter den beiden messingenen Handhaben, die zum Herausziehen des Hauptfaches dienten, waren zwei hölzerne Löwenköpfe angebracht, die aus einer Unmasse scheinbar ganz unregelmäßig durcheinander geschlungener Schnörkel und Arabesken hervorsahen. Trenner, dessen Auge von einer inneren hämischen Gier widerstrahlte, verlor nicht die geringste Erhabenheit des geschnitzten Laub- und Gitterwerkes aus dem spähenden Blick. Mit den Fingern und mit der Spitze der Messerklinge tastete er an allen den Zierrathen herum. Plötzlich, als er eines der

unzähligen, mit einem Perlmutterplättchen eingelegten kleinen Felder berührte, sprangen aus dem weit geöffneten, ausgehöhlten Rachen der beiden Löwenköpfe zwei elfenbeinerne Pflöckchen heraus, die eine Handhabe boten. Mit fieberhafter Hast zog Trenner diese Pflöckchen an sich, aber noch bewegte sich nichts an dem Pulte. Er zerrte, rüttelte, drehte endlich die beiden Handhaben — da, ein leiser Knack wie ein sich unter einer Springfeder öffnendes Klappschloß! — und der untere Theil des Gesimses, das parallel mit der Schieblade lief, ließ sich hervorziehen: es war ein ganz niedriges Fach, eben nur zur Aufnahme von Schriften geeignet.

Trenner hatte Mühe, einen Ausruf des Triumphes zu ersticken, als er eine Reihe Papierblätter von verschiedener Größe vor sich erblickte, über und über mit eng aneinander gereihten zierlichen Schriftzeilen bedeckt. Er warf einen scheuen Blick rings um sich, als ob er fürchte, belauscht zu werden, dann eilte er zur Thür, schob den Nachtriegel vor und kehrte händereibend und lächelnd zu dem Schreibpult zurück. Er nahm die einzelnen Papiere sorgfältig heraus, schob das Geheimfach zu, das wieder mit einem schwachen Knall in das verborgene Schloß sprang, rückte sich die Lampe näher und heftete seine glänzenden Augen auf die Blätter, die da unter seinen nervös bebenden Fingern lagen.

Nachdem er mehrere flüchtig überlesen hatte, sprang er auf; ein satanisches Grinsen spielte um seine Mundwinkel, seine Augen blitzten dämonisch, ein leises Kichern drang zwischen seinen Zähnen hervor, die Hände rieben

sich fieberhaft aneinander und jeder Nerv seines Körpers schien zu vibriren.

„Herrlich, herrlich!" flüsterte er keuchend vor sich hin. „Das ist ja unbezahlbar! Glück auf, Friedrich Trenner, Du hast eine grandiose Entdeckung gemacht! Aber jetzt in aller Ruhe zur Erledigung!"

Er ließ sich wieder auf den Stuhl nieder und ordnete die Papiere nach dem Datum, das jedesmal am oberen Rande aufgezeichnet war und so diesen Aufzeichnungen das Gepräge von Tagebuchblättern verlieh. Dann schöpfte er tief Athem, beugte sich über die kleinen, krausen Schriftzüge und las:

„Goseck, am 14. Juni 1855. — Heute kam auch Wladimir mit seinem Herbert an. Mein Gott, wie hat er sich verändert! Als er uns von dem kürzlich eingetretenen Tode seiner Leonore erzählte, da traf mich sein verstohlener Blick; o, ich weiß, was derselbe zu bedeuten hatte! ... Ja, und jetzt weiß ich auch, daß ich ihn noch immer liebe, trotzdem ich mich seither bemüht habe, meinem Gatten die Gefühle zu weihen, die ich Wladimir nicht mehr schenken durfte; ich glaubte mich seit der Geburt meines Knaben gegen die Anfechtungen gefeit, die, ich fühle es, jetzt neuerdings an mich herantreten werden. O Gott, gib mir Kraft und Muth, daß ich diese Prüfungszeit hier überdaure!"

Das zweite Blättchen enthielt gleichfalls nur wenige Zeilen:

„Den 18. Juni. — Wladimir scheint die Verhandlungen mit Egon absichtlich in die Länge zu ziehen, um

hier das Terrain behaupten zu können. Noch hat er kein Wort zu mir gesprochen, das meine Befürchtungen begründen könnte, aber — wir waren bis jetzt auch noch nicht allein. Ueberdies sagen mir seine Blicke Alles, was ich nur mit Beben daraus zu lesen wage. Ich fürchte bei jedem Beisammensein, Egon könne aus seinem oder meinem Mienenspiel errathen ... Und doch kann, doch will ich dieses öftere Beisammensein nicht vermeiden! — Wie soll das werden? frage ich mich stündlich, baue Vorsatz an Vorsatz und finde, wenn er mich so glühend, so verzehrend anblickt, nicht die Kraft, mich von ihm zu entfernen. O, warum habe ich diese unglückselige Reise hierher mitgemacht, ich hätte doch wissen sollen, daß ich meinem Herzen zu mißtrauen habe!" —

„Den 19. Juni. — Egon verkehrt mit ihm in der herzlichsten Weise; der alte Groll ist wie weggeblasen, alle Erinnerungen an den früheren Hader scheinen verwischt. Heute haben sie im Schreibtische des Onkels eine Aufzeichnung gefunden, über die sie viel insgeheim beriethen. Sie sprachen von einer Entdeckung, von einem interessanten Geheimniß, das hier im Hause seine Stätte haben muß und das der alte Sonderling als ein Familienheiligthum gehütet wissen wolle — Genaueres habe ich nicht erfahren können. Jetzt verbringt Egon nach seiner Gewohnheit wieder halbe Nächte mit seinen phantastischen Spazierritten, wenn er nicht gerade mit Wladimir in des Seligen Stube sitzt und in dessen hinterlassenen Papieren herumkramt. Wladimir scheint wahrhaftig seine stummen und mir doch so beredt erscheinenden Blicke ein-

stellen zu wollen, oder — ich habe mich vielleicht überhaupt von Anfang an selbst getäuscht; er denkt vielleicht gar nicht mehr daran, was wir uns früher gewesen sind. Warum erweckt aber diese Vermuthung, die mich doch beruhigen, die mich stärken sollte, solch' ein bitteres Gefühl in meinem Herzen, warum?" —

„Den 22. Juni. — Wage ich es, meine Gedanken auch heute dem Papier anzuvertrauen? Aber ja, ich muß meine übervolle Brust von den Gefühlen befreien, die seit Nachmittags mein Herz belasten. — Als Egon mit Hans nach der Stadt fuhr und ich allein im Park an dem Plätzchen zwischen den vier Buchen saß, hörte ich ihn auf mich zukommen. Ich brauchte mich nicht umzuwenden, ich fühlte ja, daß er es war... Merkwürdig, die Jahre haben seinem Gesichte schon hie und da Falten eingedrückt, das Haar ist an den Schläfen schon ergraut, aber in seinem Blick, in seinem wehmüthigen Lächeln — dieser Zauber, dieser süße, berückende, himmlische Klang in seiner flüsternden Stimme! Oder ist es Gesang der Hölle, der aus diesem Munde tönt und wie flüssiges Feuer durch alle meine Adern zieht? — Er setzte sich zu mir, ich sah nur seine Augen, hörte nur seine Worte — und vergaß Alles rings umher. Er sprach von seinen Qualen in den siebenzehn Jahren seiner Ehe und — doch nein, ich will es nicht niederschreiben, was ich mir kaum in Gedanken zu wiederholen wage. O Geliebter, unser Glück ist begraben, für immer zertreten, es kann keine Seligkeit hier auf Erden für uns geben, denn ein Verhängniß steht zwischen Dir und mir! Und dieses Verhängniß heißt — Egon!"

Das folgende Blättchen zeigte langgezogene, wie in größter Hast hingeworfene Zeilen:

„Den 2. Juli. 3 Uhr Morgens. — Meine Pulse fliegen, das Blut braust in meinen Ohren und läßt mich mit jeder Sekunde fürchterliche Töne vernehmen — sind das nicht die gellenden Triller des Wahnsinns? Durch die Fenstergardinen dringt der erste schwache Schimmer des anbrechenden Tages; was bringt mir dieser Tag? Ich ahne das Fürchterlichste! — Ich hörte gegen Mitternacht einen schweren Gegenstand im Schlafzimmer des Onkels rücken, ein Knirschen wie ein rollender Wagen — eine Thür knarrte in den Angeln, Egon sagte zu Wladimir, er möge den Armleuchter mitnehmen — wohin? Was hatten sie vor? Ich sprang aus dem Bette, kleidete mich an und schlich, mit einem unerklärlichen Angstgefühl im Herzen, an die Thür des Zimmers, in dem ich die Beiden wußte. Kein Lichtschein drang aber durch das Schlüsselloch, nur eine kalte, eigenthümlich moderige Zugluft schlug heraus und legte sich mir drückend auf die Sinne. Ich schauderte und ging nach dem Salon, wo ich, ich weiß nicht mehr wie lange, im Dunkeln saß und, den Kopf in die Hand gestützt, gespannt lauschte, ich weiß nicht, auf was. Plötzlich drang das Geräusch von Schritten auf dem Parkweg unter dem geöffneten Fenster an mein Ohr; sie schienen sich behutsam dem Stallgebäude zu nähern. Ich dachte anfangs, es wäre Egon, der sich, wie er sonst zu thun pflegt, den Rappen holt — aber warum ging er so leise, so, als ob er nicht gehört werden wollte? Rücksicht auf meinen Schlaf ist ihm doch so fremd, wie jede

Rücksicht überhaupt! — Dann dachte ich, es wären am Ende Diebe, ich wollte um Hilfe schreien, aber eine furchtbare Beklemmung erstickte jeden Laut in meiner Kehle; überdies fiel mir ein, daß mich Niemand hören könne, wenn Egon und Wladimir wirklich, wie es schien, das Schloß verlassen hatten, denn der alte Schmidtbauer schläft ja mit seinem Weibe auf der anderen Parkseite des Hauses, wo auch der Kutscher und unser Lorenz ihre Zimmer haben. Aber Franz, der Reitknecht, liegt ja in dem Stübchen neben dem Stalle, da fiel mir ein, daß sich der Trunkenbold gegen Abend so arg mit der Liqueurflasche aus Wladimir's Zimmer berauscht hatte, daß ihn Egon im Zorn sogar mit der Peitsche schlug; der Trunkene, dessen Schnarchen ich bis herauf zu hören vermeinte, konnte mich also auch nicht hören. So raffte ich mich auf, um nach dem Familiensaal zu eilen, von wo aus ich zu Schmidtbauers hinabrufen wollte — da hörte ich das Schnauben des Pferdes im Parke. Ich lief an's Fenster, Wladimir hielt den vollständig aufgezäumten Rappen am Zügel und führte ihn, behutsam neben ihm herschreitend, über den Rasen, dem hinteren Gartenthore zu. Dabei schien es mir, als suche er absichtlich die Stellen, wo der Schatten der Bäume hinfiel, als vermeide er ängstlich die vom grellen Vollmond beschienenen Wege. Was wollte er mit dem Pferde Egon's? Ich sah ihn noch im Parkthore verschwinden, das er sorgfältig und geräuschlos hinter sich verschloß. Ein unerklärlicher Schauer erfaßte mich, meine Kniee wankten. Ich mußte Licht machen, um das gespenstige Halbdunkel im Zimmer zu verjagen. — Vor

einer Stunde hörte ich Schritte auf dem Korridor, die sich nach dem anderen Flügel hin verloren. Wladimir scheint nach Hause gekommen; wo mag er gewesen sein? Und wo hat er den Rappen gelassen? Und wo blieb Egon — ich hörte ihn weder in unser Schlafzimmer zurückkehren, noch das Zimmer des Onkels verlassen. — Nein, ich kann nicht mehr schreiben, die Feder droht meiner Hand zu entfallen, meine Stirne brennt wie im Fieber, mir ahnt, es ist jetzt etwas Gräßliches geschehen, irgend ein fürchterliches Ereigniß, dessen Erkenntniß mich in der nächsten Minute mit niederschmetternder Wucht zu überfallen droht. Ich kann nicht mehr! Ich muß —"

Hier brach die Handschrift plötzlich ab. Trenner nickte mit dem Kopfe und griff nach dem folgenden Papier.

„Den 2. Juli, Mittags. — Es ist geschehen, ich habe das Furchtbare, dessen Nachricht ich mit solcher rasenden Angst erwartete, vernommen — aber merkwürdig, es war mir, als hörte ich nichts Neues mehr, als hätte ich das Alles schon heute Morgen gewußt. Egon ist mit seinem Pferde während der Nacht in die Teufelsschlucht gestürzt — er, der kühne, gewandte Reiter, und Wladimir rennt wie wahnwitzig im Schloß umher, er war draußen an der Schlucht mit den Dienern und den Leuten aus dem Dorf, er brachte Egon's einen Handschuh und seine Reitgerte mit — jetzt ist er nach seinem Zimmer gegangen, er weicht mir aus, der Unglückselige! O mein Gott, ich darf nicht denken und will es auch nicht — ich glaube, ich bin krank." —

„Den 4. Juli. — Ja, Egon ist in die Schlucht ge-

stürzt, was sonst? Wer will etwas Anderes behaupten, nur zu vermuthen wagen? — Und doch zittere ich unaufhörlich unter einer inneren Angst. Ich habe Wladimir seit vorgestern noch nicht wieder gesehen. Ich wollte schon heute Lorenz zu ihm hinüberschicken, aber ein Blick auf meinen Hans drängte das befehlende Wort auf meiner Zunge zurück. Das arme Kind! Ich glaube wahrhaftig, ich scheue mich, es zu umarmen, in seine unschuldsvollen, klaren Augen zu blicken, aus dem mir ein Abglanz von dem Wesen des Verstorbenen entgegen zu leuchten scheint. Warum drückt es mich wie das Bewußtsein einer heimlichen Sünde, einer verborgenen großen Schuld, wenn ich meine Arme nach dem Knaben ausstrecken will? Ich habe doch nichts dazu beigetragen zu dem — Unglück, das Egon betroffen hat! Meine Hände sind rein von ... Gräßliche Hirngespinnste, unglückselige verworrene Gedanken — wohin führt ihr mich? Wie lächerlich ist doch mein Wahn! Nein, nein, die boshafte Stimme in meinem Innern lügt. Ich habe mich in jener schrecklichen Nacht getäuscht, Egon war nicht mit ihm im Zimmer des Onkels! Was grüble ich über den marternvollen Gedanken, die unaufhörlich durch meine erregte Seele schwirren? — Egon ist todt, durch seine Unvorsichtigkeit und seine phantastische Marotte — es muß so sein!" —

„Den 7. Juli. — Wladimir sprach heute zum ersten Male wieder bei mir vor — um Abschied zu nehmen; er reist morgen mit dem Frühesten nach Dresden zurück. Sein Gesicht war bleicher als sonst und fürchterlich verstört, sein Blick haftete unausgesetzt am Boden. Als ihm

Hans das Händchen reichen wollte, zuckte er zusammen, als habe ihn eine Natter berührt. — Das Zwiegespräch zwischen uns war schleppend; es war, als fürchte sich Jedes vor dem Andern. Ich hatte Mühe, meine entsetzliche Erregung zu bemeistern. Als ich, von einer inneren unwiderstehlichen Macht getrieben, plötzlich die Frage that, ob das Zimmer des seligen Onkels noch einen geheimen Ausgang, direkt in den Garten hinab habe, sah ich ihn erschrecken. ‚Wie kommst Du darauf, Cousine?‘ fragte er mit lauerndem Blick. Ich antwortete ihm, rasch eine Ausflucht suchend, das ich etwas dergleichen einmal gehört zu haben vermeinte. Er lachte darauf und spottete über Ammenmärchen. Ich hörte nicht mehr die Worte, mit denen sich Wladimir von mir verabschiedete, wie in einem Nebelschleier verschwamm mir seine Gestalt, als er das Zimmer verließ. — Ich bin nun allein! Mein Herz sehnt sich nach ihm und doch — will, kann ich ihn nicht sehen. Mir graute vor ihm, vor dem dunklen Flecken, der als Brandmal auf seiner edlen Stirne zu leuchten schien, als er mir die zitternde Hand reichte.“ —

„Den 1. August. — Heute erst greife ich wieder nach diesen Blättern, die ich nicht mehr zu lesen wage. Am Vormittag kam ein Brief aus Dresden an. Der Unglückselige hat den vermessenen Muth, von unserer Liebe, von unserer sich daran knüpfenden Zukunft zu sprechen! Mein Gott, stand nicht, während er dieses schrieb, eine bleiche Schreckensgestalt neben ihm und lähmte mit eisigem Finger seinen Arm?! Ich weiß noch nicht, was ich ihm antworten soll. Er fordert mich auf, nach Dresden zu kommen,

dort ein Haus zu miethen und Hans zur Schule zu bringen. Aber ich kann mich nicht von dem Kinde trennen, ebenso wenig wie ich dieses Gut verlassen kann. Mein Fuß scheint festgewurzelt in diesem unheimlichen Schlosse. Ich glaube, wenn ich es verließe, die Mauern würden sich spalten und eine klaffende Gruft enthüllen — ein fürchterliches Phantom müßte daraus entsteigen und mit blutigem Finger zu Jedermanns Kenntniß an's große Schloßthor schreiben, was mir eine feine, bohrende Stimme unaufhörlich in's Ohr flüstert." —

„Den 4. August. — Ich habe ihm noch immer nicht geschrieben, so oft ich auch schon zu diesem Zweck nach der Feder gegriffen hatte. Ein beständiger kalter Schauer durchzittert mich. Ich fürchte mich vor etwas Unbekanntem und Unbestimmbarem, das mir aber — ich fühle es — auf Schritt und Tritt folgt. Ich schlafe ein und wache auf, ohne den Uebergang von einem Zustand zum andern zu merken. Meine erhitzten Träume verflechten sich mit grauenvoller Lebendigkeit in die Wirklichkeit, daß ich immer wie im Traum verloren wandle. Ich habe jetzt, während meine Gedanken mechanisch auf das Papier zu fließen scheinen, nicht die Gewißheit, ob ich wache, ob ich nicht im Schlafe zu schreiben glaube. — Heute gegen Morgen erwachte ich, in der Fensternische meines Schlafzimmers zusammengekauert, umhüllt von den schweren Seidengardinen, und wußte mich doch mit ziemlicher Genauigkeit darauf zu besinnen, daß ich mich nach Mitternacht auf's Bett geworfen hatte. Heute am Nachmittage, als ich unter quälendem Nervenreiz mich auf dem Sopha

wälzte, war es mir, als stehe Jemand neben mir; ich wollte schreien, da verschloß ein langer, heißer Kuß meine Lippen. Ich schlug die Augen auf — und sah in das milde, verklärte Gesicht Egon's. Wunderbarer Weise fühlte ich nicht das geringste Grauen, ich erwiederte seine Küsse mit schmerzlicher Hingebung, ergriff seine Hände und legte sie an meine Brust, um meinen Hals. Plötzlich fühlte ich Athembeschwerden, einen würgenden Griff an meiner Kehle, der mit jeder Sekunde schmerzhafter, peinigender wurde . . . ‚Du erwürgst, Du erdrosselst mich, Egon!' röchelte ich mühsam; die Adern schwollen an meiner Stirne, ich versuchte mich loszumachen. Aber seine eisernen, kalten Finger hielten mich fest umklammert, dabei vernahm ich deutlich ein gellendes, teuflisches Lachen, während sich ein undurchdringlicher, finsterer Schatten vor meine Augen legte. Endlich raffte ich meine letzte Kraft auf und riß seine Hände von meinem Halse . . . Ich erwachte, in Angstschweiß gebadet, und vermochte mich kaum zu regen, aber mit schrecklicher Deutlichkeit fühlte ich noch den schrecklichen Druck." —

„Den 9. August. — Meine Nervosität, meine martervolle Gereiztheit wird immer unerträglicher. Ich begreife vollkommen, wie man durch solche Stimmungen zu Allem und Jedem gebracht werden kann. Mich erfaßt hier und da ein schreckliches Mordgelüst, ich hasse jetzt Egon, wie noch nie zuvor, ich glaube, wenn er mir jetzt entgegenträte — greifbar, in Person — ich würde —"

Trenner hielt inne und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Rings um ihn tiefe Stille, vor ihm, in der Be-

leuchtung des Lampenlichtes, die Papiere mit ihrem wunderlich verschnörkelten, nervenerregenden Inhalt. Der Notar wischte sich die Stirne und athmete wie unter einem langsam sich von seiner Brust wälzenden Alp auf.

Die Schreiberin schien in ihren Aufzeichnungen eine lange Pause gelassen zu haben, denn die folgenden Blätter, meist nur wenige Zeilen enthaltend, ohne Datum versehen, sprachen schon von dem „Gatten" Wladimir, von dem entsetzlichen Verlust des Kindes, des siebenjährigen Hans. Uebrigens verwirrten sich die hier hingeworfenen, halb abgerissenen Gedanken derart in die tollsten Wunderlichkeiten, daß es dem Leser schwer wurde, aus diesen bizarren Reflexionen und bitterlichen Klagen über namenlose seelische Leiden den Zusammenhang der Thatsachen herauszufinden.

Trenner stand jetzt auf, fuhr sich einige Male über das Gesicht, wie um sich aus dem Gehege dieser phantastischen Aufzeichnungen loszureißen, und sah nach der Uhr. Es war fast schon zwei Stunden nach Mitternacht. Er trat an's Fenster, schob die schweren Gardinen zurück und blickte in den kahlen, vom Lichte der abnehmenden Mondscheibe beleuchteten Park hinaus. Wieder umspielte jenes satanische Lächeln seine Lippen, seine Augen strahlten vor innerer Befriedigung, er nickte einige Male mit dem Haupte, als wolle er einen ausgeheckten Plan, einen ausgesponnenen Vorsatz in sich bekräftigen.

„Jawohl, mein hochverehrter Herr Graf, der als allmächtiger Minister über Alle hinwegschaut — ich habe Sie fest in meinen Händen, hahahaha! — Jetzt lege ich den

Schlußstein zu dem festen Bau, den ich als meine Lebensaufgabe betrachtet habe. Freue Dich, stolzes Adelsgeschlecht!" —

Er ließ den Seidenvorhang fallen und trat wieder an den Schreibtisch. Sorgfältig legte er die Tagebuchblätter zusammen, schlug sie in einen Bogen Papier und steckte sie in seine Brieftasche, immer ein Lächeln des Triumphes auf den schmalen Lippen. Dann begab er sich zur Ruhe.

Neuntes Kapitel.

Im Bann der Circe.

Stephan Brandt hatte seine Gönnerin, die Baronin Mühlhoff, anfangs nur mit dem Wohlgefallen des Künstlers betrachtet, der sich hier einem Meisterstücke der Schöpfung gegenüber sieht; sein Interesse für sie wurde natürlich durch die Ueberraschung gesteigert, mit welcher sich die Verwandlung seines erstgehegten Vorurtheils über das Aeußere der Baronin vollzog. Unter diesen Verhältnissen hatte ihm die „Entdeckung" Wurm's bezüglich der Herzensneigung der Frau v. Mühlhoff zu sehr geschmeichelt, als daß er sich nicht endlich selbst überzeugt gefühlt hätte, er genieße die Liebe Irenens. Thatsächlich konnte er in seiner vollständigen Ahnungslosigkeit über die eigentlichen Beweggründe ihrer Zuvorkommenheit keiner Vermuthung Raum geben, die nicht mit der „Entdeckung" des Bildhauers übereingestimmt hätte. Und so hatte sich aus dem Gefühle befriedigter Eitelkeit nach und nach, für ihn selbst kaum merklich, eine Erwiederung der Leidenschaft, die er bei der Baronin voraussetzte, in ihm entwickelt. Die Er-

öffnung des Schreibers über ihren Brautstand, sowie die darauf erfolgte Auseinandersetzung mit Vollbrecht hatten den Maler nicht nur nicht entnüchtert, sondern seine Gefühle für die Dame sogar noch um ein Bedeutendes gesteigert, da er sich mit diesem Momente erst selbst vollständig darüber klar geworden war, und diese Hindernisse ihn jetzt nur noch mehr anreizten. Es ging ihm wie allen Verliebten, deren Leidenschaft und Kampfesmuth durch die sich ihnen entgegenthürmenden Schwierigkeiten nur erhöht werden.

Mit dem ganzen „süßen Schmerz" des Hangens und Bangens betrat er am Morgen nach der letzten Scene im Musenhofe das Atelier im Gartenpavillon des Palastes auf dem Opernplatz. Hier fand er sich von einem Luxus, einer wohlthuenden Behaglichkeit umgeben, welche um so überwältigender auf ihn einwirkten, als sie bisher nur in dem Musteratelier vorhanden gewesen, das er sich in den Träumen seiner Phantasie vorgestellt hatte. Er konnte kaum einen Ausdruck für seine freudige Ueberraschung finden.

Der Raum war auch wie für eine Künstlerwerkstatt eigens geschaffen. Das Tageslicht fiel voll und ungebrochen durch das Glasdach und verbreitete sich mit Gleichmäßigkeit in dem großen achteckigen Gemache, das mit orientalischen Teppichen und schweren Seidendraperien ausgestattet war, zwischen denen Marmorbüsten auf reichverzierten Sockeln hervorsahen. Die eine Wand schmückten zwei werthvolle Gobelins und eine Trophäe alterthümlicher Waffen. Mitten im Zimmer lagen auf niedrigen orien=

talischen Ebenholztischchen Brandt's Skizzenbücher und Mappen sammt den Malerrequisiten. Auf einer der zwei dazwischen stehenden Staffeleien lehnte „Die Braut von Messina", bereits in einem prachtvollen Barockrahmen aus massivem Cuivre-poli.

Stephan eilte entzückt zu der Staffelei; er hatte sich die Wirkung des Bildes nie so packend gedacht, als sie ihm jetzt entgegentrat. Er pries die Liebenswürdigkeit der Baronin, während er die Gestalt der Beatrice auf der Leinwand betrachtete. Er mußte sich sagen, daß die Grazie ihrer Haltung, der ungezwungene Faltenwurf ihres hellen Gewandes in der so ungewöhnlich vortheilhaften Beleuchtung mit echt künstlerischer Schönheit hervortraten. Nur die Gesichtszüge konnten noch immer nicht seiner strengen Selbstkritik genügen. Er glaubte eine gewisse Verschwommenheit, eine Unsicherheit darin rügen zu müssen: die Folgen der mehrfachen Ueberarbeitung.

Mit mißmuthigem Stirnrunzeln ließ er seine prüfenden Augen auf dem gemalten Antlitz haften; plötzlich klärte sich seine Miene auf; mit einem Lächeln auf den Lippen griff er rasch nach Pinseln, Palette und Malstock und ging daran, der oft veränderten Beatrice abermals einige neue Nuancen zu verleihen.

Zu den besonderen Vorzügen des Malers gehörte ein ganz erstaunlich ausgebildetes Auffassungs- und Bewahrungstalent für Köpfe oder Staffagen. Eine Physiognomie, die er sich einmal eingeprägt hatte, verschwand nicht mehr aus seinem Gedächtniß, so daß er jederzeit im Stande war, das für seine Zwecke passende Bild aus

seinem Gedächtnißschrein hervorzuholen und in sicheren Umrissen auf die Leinwand zu werfen.

So war es ihm auch jetzt ein Leichtes, dem Kopfe seiner „Braut von Messina" mit mehreren geschickten Pinselstrichen die Linien, Lichter und Schatten aufzusetzen, die den ihm momentan vorschwebenden Gesichtszügen entsprachen. Als er vollends dem Augenpaar den charakteristischen Blick, dem Mund mit den weichen, schwellenden Lippen den eigenthümlichen fascinirenden Zug gegeben hatte, trat der Kopf mit überwältigender Plastik, mit frappirender Lebendigkeit und Schönheit hervor. Ja, jetzt blitzte aus seinem Auge freudige Befriedigung über das Kunstwerk, jetzt war Beatrice die herrliche, liebliche Idealgestalt, der die sehnsüchtige Erwartung im Ausdruck des spähend vorgeneigten Antlitzes fast Bewegung verlieh. Man konnte förmlich erwarten, daß sich der feingezeichnete Kopf im nächsten Augenblick voll dem Beschauer zuwenden werde, ihn forschend mit dem sehnsüchtigen Blick streifend.

Stephan trat einen Schritt zurück und betrachtete sein Werk mit künstlerischer Freude, in die sich auch ein gut Theil Liebesschwärmerei für das Original mischte, das diesem gemalten Gesichte als Modell aus dem Gedächtniß gedient hatte.

Er stand noch ganz im Anblick des eben Geschaffenen versunken, als er plötzlich hinter sich einen Ruf freudigen Erstaunens vernahm. Er wandte sich rasch um und erblickte die junonische Gestalt der Baronin Mühlhoff, die zwischen der Brokatportière stand, welche vor der Eingangsthür herabhing.

„Herrlich, meisterhaft!“ rief Irene im Tone aufrichtigsten Entzückens und streckte dem jungen Künstler die feingeformte Rechte entgegen. „Wahrhaftig, Herr Brandt, Sie bringen mich erst jetzt zum vollen Verständniß Ihrer genialen Begabung! Sie haben hier ein Wunderwerk geschaffen!“

Stephan erröthete. „Gnädige Frau schenken meinem bescheidenen Verdienst zu viel Anerkennung,“ sagte er dann mit leicht vibrirender Stimme. „Der größte Theil des Lobes gebührt dem Ideal, das ich in diesen Zügen annähernd zu verkörpern versucht habe.“

„Schmeichler!“ erwiederte Irene, ihn leicht auf die Hand schlagend, und trat näher an die Staffelei heran. „Nein, nein, ich bin nicht so eitel, auf solche Schönheit Anspruch zu machen.“

„Wie könnte ich mir das Verdienst beimessen, dem entzückenden Vorwurf, der mir da vorschwebte, vollkommen gerecht geworden zu sein. Dem Schöpfer gehört die Bewunderung, der diesem Himmelsgebilde menschliche Gestalt verliehen hat, und den Schöpfer will ich in seinem herrlichsten Werk anbeten, wenn ich Sie anflehe, zu Ihren Füßen knien zu dürfen!“

Er warf die Palette und den Pinsel von sich und ließ sich vor ihr auf's Knie nieder, der künstlerischen Begeisterung folgend, die ihm in der Selbstanerkennung seiner Leistung den Muth zu einer so plötzlichen Liebeserklärung verlieh.

Die Baronin trat in ungeheuchelter Ueberraschung zurück vor diesem unvermittelten Ausbruch einer Leiden-

schaft, die auf dem glühenden Gesicht des Malers geschrieben stand, mit unbezwinglicher Gewalt aus seinen Augen strahlte.

„Himmel, was thun Sie? Stehen Sie auf, ich bitte Sie! Wenn man uns so hier überraschte!"

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, als wolle sie ihm behilflich sein, sich vom Teppich zu erheben. Aber Brandt hatte einmal das erste Wort ausgesprochen von dem, was seine Brust schwellte, und war entschlossen, es ganz und rückhaltlos ausströmen zu lassen. Er erfaßte die ihm entgegengestreckten Hände und bedeckte sie mit glühenden Küssen, die auch Frau v. Mühlhoff erröthen ließen.

„Irene!" stammelte Brandt, zu ihr emporsehend.

Die Baronin erbebte leicht bei dem Klang dieses Namens, den der Maler jetzt zum ersten Male aussprach.

„Vergönnen Sie dem armen Künstler, der in Ihnen seine Wohlthäterin, sein Ideal, seine Gottheit anbetet, von einer Leidenschaft zu sprechen, die er nicht länger zum Schweigen bringen kann!"

Irene riß sich gewaltsam los und flüchtete sich in die entfernteste Ecke, wo sie sich auf einen Sessel fallen ließ, die Hände vor's Gesicht gepreßt. Ihre Bewegung war wirklich keine Komödie in diesem Augenblicke. Sie war auf's Höchste überrascht durch die glühenden Worte des Malers, aber in diese Ueberraschung mischte sich im nächsten Moment ein Gefühl höchster Befriedigung. — Herrlich! Was hätte sie mehr wünschen können, als daß Brandt, in dem sie einen überlegenen Herrn und Gebieter gefürchtet hatte, sich mit einem Male als ein in sie wahnsinnig

Verliebter entpuppte, der sich freiwillig unter ihr Joch beugte, das sie ihm nur überzuwerfen brauchte, um ihn für immer zu bezwingen.

„Mein Gott, was machen Sie aus mir, Stephan!" stotterte sie hinter ihrem Spitzentaschentuch hervor, wie im Selbstvergessen unter seinem hinreißenden Feuer. „Sie ängstigen mein armes Herz!"

Man kann sich denken, daß diese Worte nicht die Wirkung hervorbrachten, die sie scheinbar wünschten. Brandt sprang auf und eilte auf die Baronin zu, um sich ihr auf's Neue zu Füßen zu werfen. Er zog ihre nur schwach widerstrebende Hand wiederholt an seine Lippen. Jetzt wäre er bereit gewesen, seine Seligkeit, seine Ehre dem süßen Wahn zu opfern, der mit unzerreißbaren Fesseln seine Seele umstrickte.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Paulsen's Landfahrt.

Novelle

von

P. E. v. Areg.

1.

(Nachdruck verboten.)

Ein schmucker Handelsdampfer bog, vom Kanal kommend und eine dicke schwarze Rauchsäule hinter sich herschleppend, in die Elbmündung ein, um in Cuxhaven Anker zu werfen.

Der Kapitän stand auf der Kommandobrücke und gab bald den Maschinisten durch das Sprachrohr, bald dem Steuermann durch Zeichen mit der Hand seine Befehle. Er war ein Mann von kaum Mittelgröße, breit und gedrungen; das Gesicht unschön in den Zügen, stark verbrannt von der Sonne des Südens und durch einen stachligen, rothfüchsigen Backenbart keineswegs verschönert; aber ein Paar graue, gutmüthig blickende, treuherzige Augen gaben diesem Gesichte einen Ausdruck, der es vertrauenerweckend machte.

So sah Kapitän Johann Paulsen aus, der jetzt wieder nach dem Krimstecher griff, mit dem er schon vorher wiederholt das westliche Elbufer abgesucht hatte.

Und dieser Beschäftigung überließ sich der Kapitän mit großem Eifer, nachdem er durch einen aufmerksamen Rundblick sich überzeugt hatte, daß sein Schiff im richtigen Kurse sich befand. Was suchte sein bewaffnetes Auge da drüben am westlichen Elbufer, auf dessen grünsammetnen, großen Weideflächen die Rinderheerden der Uferanwohner grasten, während es ein wenig weiter rückwärts von theils näher, theils ferner auseinander gelegenen, fast durchweg von anmuthigen Baumgruppen beschatteten kleinen Landhäusern eingefaßt war? Die Matrosen schienen es zu wissen, denn wenn ihrer zwei im Rücken des Ausschauenden zusammentrafen, stießen sie sich wohl leicht an, zwinkerten mit den Augen nach dem Kapitän und gingen mit einem stillen Lachen über den eifrig Ausspähenden vorüber.

Aber der hielt seinen Krimstecher, ohne daß er die ungehörigen Ausbrüche der Heiterkeit seiner Mannschaft bemerkte, mit der geübten Hand des Seemanns fest auf einen einzigen, ihm gar zu gut bekannten Punkt der Küste gerichtet. Und im Rahmen des Glases stand vor seinen Augen das Bild eines kleinen Landhauses, vielleicht des kleinsten von allen, die da drüben am Ufer lagen, denn es hatte nur ein Stockwerk und vier Fenster auf der dem Strome zugekehrten Seite. Aber das Häuschen stand in einem freundlichen Garten, in dem die Blumen blühten, und ein anmuthiger Kranz von Obstbäumen umgab es. Das Alles sah Paulsen vollkommen deutlich mit seinem Glase; aber das, was er zu sehen wünschte, konnte sein Auge nicht erblicken: das niedliche Bild hatte kein Leben, die Staffage fehlte. An den vier Fenstern waren die

Läden geschlossen, die Hausthür, die sonst zur Sommerszeit meist offen stand, war zu, der Garten leer. Wo war sein junges Weib und sein Söhnchen, daß sie nicht Ausguck hielten nach dem Gatten und Vater? Er hatte sie dort gelassen, als er vor sieben Monaten nach Indien fuhr, und wo er sie gelassen hatte, mußte er sie doch auch wieder finden!

Er setzte seine Versuche, da drüben an dem kleinen Häuschen etwas Lebendes zu entdecken, wohl noch eine halbe Stunde fort, aber es war ein unnützes Bemühen: kein Tuch wurde zur Begrüßung des „Bullerkopp" — so hieß sein Schiff — geschwenkt, kein lebendes Wesen zeigte sich drüben in oder vor dem Häuschen.

Mißmuthig schob der Kapitän sein Glas zusammen. Eine Falte lag auf seiner Stirn; sein graues Auge blickte verdrießlich. Gleich darauf fiel der Anker; der „Bullerkopp" lag dicht an der Quaimauer Cuxhavens. Der Rheder, der von Southampton aus telegraphisch von dem ungefähren Zeitpunkte des Eintreffens seines Schiffes benachrichtigt worden und mit dem letzten Dampfer von Hamburg aus herausgekommen war, kam sofort an Bord. Kapitän Paulsen schritt ihm entgegen.

„Alles wohl an Bord?" fragte der Rheder, Herr Bernhard Martens, als sich die Herren begrüßt hatten. „Gute Fahrt gehabt, Kapitän?"

„Alles in bester Ordnung, Herr Martens," versetzte der Kapitän, „und die Hauptsache ist doch, daß wir wieder da sind. Aber um deswillen wäre es mir angenehm, wenn Sie geneigt wären —"

Der Andere unterbrach ihn und setzte die von ihm angefangene Rede fort: „Mich in meinem weiteren Vorhaben nicht aufzuhalten — das will ich auch nicht, Kapitän, denn ich weiß, daß Sie die Sehnsucht von diesen Planken forttreibt, die Sehnsucht nach Ihrem jungen Weibe und Ihrem kleinen Sohne. Mein Kommen soll Sie nicht abhalten, zu den Ihrigen zu eilen. Ich habe solchem Wunsche von Ihrer Seite stets Rechnung getragen; und so soll es auch heute sein."

„Die Schiffspapiere liegen auf dem Kajütentisch zu Ihrer Einsicht, Herr Martens," versetzte Paulsen, „Auskunft, wo solche nöthig, kann der Steuermann geben. Morgen bei guter Zeit erscheine ich selbst auf dem Comptoir in Hamburg, um zu berichten."

„Sie werden mir willkommen sein, Kapitän. Also auf Wiedersehen!"

Der Rheder stieg die wenigen Stufen zur Kapitänskajüte hinunter, wohin ihm der Steuermann folgte, und Paulsen ging an's Land. Er hielt sich auf dem Quai nur so lange auf, als Zeit dazu gehörte, sich die feste Ueberzeugung zu verschaffen, daß er von Niemand erwartet werde. Als er diese Gewißheit erlangt hatte, schritt er dem Inneren des Ortes zu.

Cuxhaven ist von keiner besonderen räumlichen Ausdehnung. Bald lag es hinter ihm. Er befand sich auf der parallel dem Strome nach Nordwesten führenden Landstraße, an der die Reihe der kleinen Villen liegt.

Es war zu Anfang des Juli, und die Sonne brannte heiß. Dessen ungeachtet schritt Paulsen rasch und tapfer

vorwärts, und bei seiner Fortbewegung auf dem Lande sah er eigentlich noch weit weniger anmuthig aus, als auf dem Deck seines Schiffes. Sein Gang war so schwankend, als befände er sich noch auf den Planken und nicht auf deutscher Erde, eine Eigenthümlichkeit, die unser Kapitän übrigens mit fast allen Seeleuten theilte. Aber was auf einem Schiffe nicht auffällt, weil es nothwendig ist und durch die Umgebung gerechtfertigt wird, das erscheint auf dem Lande, wo es durch nichts sich in gleicher Weise begründen läßt, ungeschickt und störend. Allein an etwas Derartiges zu denken, fiel unserem Wanderer durchaus nicht ein. Wenn ihn jetzt etwas außer seinen Gedanken an das Ausbleiben der Seinen störte, so war es der Schweiß, den ihm die ungewohnte Bewegung bei solch' heißem Sonnenschein aus allen Poren trieb. Er trocknete die glühende Stirn mit seinem seidenen Taschentuche, gönnte sich aber keinen Augenblick Rast im Weiterschreiten. Und der Weg war nicht der kürzeste. Schon mochten mehr als drei Viertelstunden vergangen sein, seit er den Ort im Rücken gelassen hatte, als die kleine Villa, die er schon vom Strome aus so eifrig beobachtet hatte, auch hier wieder in seinen Gesichtskreis trat. Das stachelte ihn offenbar zu noch rascherem Vorwärtsschreiten. Und so kam er bald an das Lattengatter, das den Garten des kleinen Landhauses von der Straße abschloß.

Er warf einen Blick in diesen Garten, bevor er den Drücker des Thores ergriff. Die Wege erschienen sauber geharkt, aber es sahen da und dort grüne Grashalme durch den gelben Kies. Die Rosen blühten auf den

Beeten, die Lilien und die Levkojen, allein keine fürsorgende Hand hatte die verblühten Blumen sorgfältig abgeschnitten, es sah weit eher aus, als seien die zierlichen Sommerkinder sich ganz und gar selbst überlassen. Und als er das gesehen, machte es seinen Betrachtungen überhaupt ein Ende.

Er drückte auf die Klinke. Die Thür war verschlossen.

Er erschrak nicht, aber er seufzte aus tiefer Brust. Die Vermuthung, daß die, welche er suchte, nicht hier weilen würden, hatte ihn schon überschlichen, als er die geschlossenen Fenster des Häuschens und den einsamen Garten vom Schiffe aus gesehen. Die Bestätigung war bitter, aber nicht unerwartet.

Und doch stand er noch einige Augenblicke vor dem verschlossenen Gatter, als müsse er sich auf das besinnen, was er jetzt zu thun habe. Ein eigenthümliches Gefühl des Verlassenseins überkam ihn. Hier hatte er sein ganzes Glück aufgehoben, das ihm das Leben gebracht. Wo war es hingekommen? Aber gleich darauf lächelte er ein wenig, als sei ihm der Gedanke gekommen, daß Menschen hierorts nicht spurlos verschwinden. Und nun zog er mit fester Hand den Klingelzug, der vom Gatter nach dem Hause führte. Er hörte den laut schallenden Ton der Glocke, aber das war Alles. So stumm und einsam, wie das Häuschen vor dem Glockenschalle gelegen hatte, so lag es nachher.

Und nun drehte er ihm den Rücken und ging auf demselben Wege zurück, auf dem er gekommen. Er erreichte Cuxhaven in derselben Zeit, die er zu dem Hinauswege

gebraucht hatte, ließ aber den Hafen unbeachtet und schritt durch die Gassen nach dem Südende des Ortes.

Vornehme Leute wohnten in diesem Viertel nicht, das sah man an den Häusern und roch es auch, denn den Kommenden stieg ein unangenehmer Duft von gekochten Seefischen und Zwiebeln in die Nase.

Aber das sind keine Gerüche, die einen Seemann zurückschrecken. Der Kapitän wußte, wohin er wollte. Er gelangte an das Haus, das er im Auge hatte, und stieg die Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf. Da gab es keine Vorsäle, sondern die Zimmer mündeten gleich in den Flur. Zweimal klopfte er mit kräftigem Knöchelschlag an die erste ihm entgegenstehende Thür und öffnete sie, bevor er noch die Einladung zum Eintreten erhielt.

Ein Knabe von etwa fünf Jahren spielte in der Stube mit einem hölzernen kleinen Pferde, das vor einen Frachtwagen gespannt war. Wie flog das Spielzeug bei Seite, als der Junge den Eintretenden erkannte!

„Der Vater! Der Vater ist da!" schrie er laut auf und lief dem Eintretenden entgegen.

Der Kapitän bückte sich und hob das Kind an seine Brust. Vater und Sohn liebkosten sich zärtlich; sie hatten sich ja so lange nicht gesehen!

Aber das war nur in der ersten Freude des Wiedersehens. Dann stellte der Alte den Jungen auf seine beiden Füße und fragte: „Wo ist Deine Mutter, Konrad?"

„Fort, schon lange fort," antwortete das Kind. „Sie ist fortgegangen und hat mich allein dagelassen."

Diesmal schüttelte der Kapitän doch einigermaßen ver-

wundert mit dem Kopfe. Er betrachtete sein Kind. Es war das ganze Ebenbild des Vaters: starkknochig, pausbäckig, roth vor Gesundheit, mit Händen und Füßen, die recht gut etwas kleiner hätten sein können. Aber gerade deshalb hatte der Vater eine Freude an dem Jungen, und diese Freude ließ ihn auf einen Augenblick vergessen, daß er von den Beiden, die er gesucht, erst das Eine gefunden hatte.

Da öffnete sich die Thür des Nebengemaches, und eine Frau von etwa fünfzig Jahren, lang, dürr und hager, trat herein.

„Ah, der Herr Kapitän," sagte sie, sich ein wenig auf die Lippen beißend. „Endlich wieder zurück?"

„Wie Sie sehen, Frau Schwiegermutter," versetzte Paulsen. „Wo ist meine Frau?"

Die Schwiegermutter war auf eine solche Frage zwar unzweifelhaft vorbereitet, aber sie brachte trotzdem ihre Antwort nur mit einer ziemlichen Weitläufigkeit und häufig stockend hervor. Er trage selbst die Schuld, meinte sie, wenn er nicht wisse, was hier inzwischen vorgegangen, warum gebe er niemals eine Nachricht von sich, wenn er zu Wasser sei, und ebenso wenig eine Adresse, daß man ihm schreiben könne. Während er fort gewesen, sei die Schwester ihres Mannes gestorben, die reiche Kaufmannsfrau in Hamburg. Man habe ja schon lange gewußt, daß ihre Kinder die selbst kinderlose Wittwe einmal beerben würden. Aber es sei doch ganz anders gekommen, als man gedacht; denn nicht ihr Sohn Kurt sei Universalerbe geworden, wie man erwartet habe, sondern Paulinchen,

des Kapitäns Weib. Hunderttausend Mark und das schöne schuldenfreie Haus in der Admiralitätsstraße seien ihr zugefallen. Und da sei die junge Frau aus ihrer Einsamkeit, wie sich das doch bei so veränderten Verhältnissen ganz von selbst verstehe, in ihr neues Heim in Hamburg übergesiedelt.

„Gut," sagte der Kapitän, als sie mit ihrer langen Auseinandersetzung zu Ende gekommen, „nun bin ich doch wenigstens über den Sachverhalt im Reinen. Sie hat ein großes Erbe gemacht und ist infolge davon ihrem Manne und Kinde durchgegangen. Sie haben das Kind, und daß ich Mitte Juli kommen würde, wußte sie. Das ist meine Auffassung von der Sache, Frau Schwiegermutter. Daß Sie anders darüber denken, verwundert mich nicht. Es ist ja Ihr Fleisch und Blut. Aber so viel ich weiß, gehören Mann und Frau zusammen. Und weil sie mir durchgegangen ist, werde ich sie mir wieder holen."

„Sie wären es im Stande!" rief sie mit ungeheucheltem Erschrecken.

„Ich bedanke mich für das Zutrauen," erwiederte er. „Heben Sie mir den Konrad auf, bis ich wieder zurückkomme; denn das wird wahrscheinlich nicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden sein. Das Kind ist Ihrer Obhut übergeben, von Ihnen wird es zurückgefordert werden."

Er hob den Knaben zu sich empor, küßte ihn und ging. Nun wandte er sich aber doch direkt wieder nach dem Quai. Heute war Mittwoch, und er wußte, daß der

zwischen Helgoland und Hamburg verkehrende Dampfer in Cuxhaven anlegen werde. Das war die beste und bequemste Gelegenheit, um ohne weiteren Aufenthalt nach Hamburg zu kommen.

Der Helgolander Dampfer kam denn auch zur richtigen Zeit an und Kapitän Paulsen fuhr mit ihm stromaufwärts Hamburg zu. Es war noch nicht sieben Uhr Abends, als er dort seinen Fuß wieder auf's feste Land setzte. Ohne Aufenthalt ging er nach der inneren Stadt. Er kannte das Haus in der Admiralitätsstraße, das seiner Frau als Erbe zugefallen war, gar wohl. Hatte er doch dort vor sieben Jahren mit Paulinen eine Brautvisite abgestattet. Er trat in den Hausflur und blickte auf die Tafel, auf welcher die Hausbewohner verzeichnet waren. Richtig, da stand zu lesen: „Erster Stock: Frau Pauline Paulsen".

Er stieg die Treppe hinauf und zog die Klingel an der Vorsaalthür.

Ein junges Mädchen öffnete.

„Niemand zu Hause," sagte sie kurz und schnippisch und wollte die Thür wieder zuschlagen.

Aber der Kapitän war nicht der Mann, der sich in solcher Weise zurückweisen ließ. Er hatte seinen mächtigen Fuß zwischen Schwelle und Thürflügel gestellt, und dieses Hinderniß genügte vollständig, um die Thür offen zu halten.

„Welche Unverschämtheit!" schrie das Mädchen. „Wenn Sie nicht augenblicklich gehen, rufe ich nach der Polizei."

„Sachte, sachte," sagte er mit großer Ruhe, indem er

die Widerstrebende ohne die geringste Anstrengung bei Seite und seine breite Gestalt durch die Thür schob. „Du kennst die Verhältnisse nicht, Kind, sonst würdest Du anders reden. Hier wohnt Frau Kapitän Pauline Paulsen, und ich bin der Kapitän Johann Paulsen. Du begreifst nun, ich bin hier zu Hause, in meinen eigenen vier Pfählen. Wo ist Deine Gebieterin?"

Das Mädchen überflog seine Gestalt mit einem raschen Blicke. Sie mochte wohl einen Vergleich anstellen, ob diese vierschrötige Gestalt als Gatte zu ihrer Herrin passe, und dieser Vergleich fiel offenbar nicht zu seinen Gunsten aus. Denn sie versetzte mit einem ziemlich verächtlichen Zusammenziehen der Mundwinkel: „Wenn Sie wirklich der Herr Kapitän sind, so ist ein Brief für Sie da. Die Frau ist verreist."

„Seit wann?"

„Seit zehn Tagen."

„Und wohin?"

„Ich weiß es nicht."

„Hole den Brief! Oder warte, wir wollen zusammengehen und ihn holen."

Jetzt öffnete sie ihm doch die Thür zu dem ersten Zimmer und trat hinter ihm ein. Auf dem Mitteltische lag der angekündigte Brief. Er hob ihn auf und betrachtete die Aufschrift. Er erkannte die Hand seines Schwagers. Was konnte der dumme Junge an ihn zu schreiben haben? Auf alle Fälle nur etwas, was Zeit hatte. Gleichgiltig schob er den Brief in die Seitentasche seines Rockes und setzte sich bequem auf einen der sammet-

überzogenen Stühle, ein Beginnen, welches das Mädchen mit unzweifelhaftem Mißfallen geschehen ließ.

„Nun zu Dir, mein Ding,“ sagte er, indem er seinen großen silbernen Chronometer aus der Westentasche zog. „Du hast jetzt genau eine Minute Zeit, Dich darauf zu besinnen, wohin und mit wem Deine Herrin gereist ist. Wenn es Dir in der Zeit etwa nicht einfällt, so packst Du Deine sieben Sachen und machst, daß Du sofort zu dem Loche hinauskommst, das der Zimmermann gelassen hat. Das ist doch deutlich, wie?“

Es mußte sehr deutlich sein, denn das Mädchen fand in der That ihr Gedächtniß wieder. Die Frau sei mit dem jungen Herrn, ihrem Bruder, abgereist, erklärte sie. Wohin, sei ihr nicht gesagt worden, doch aus dem, was die Beiden mit einander verabredet, habe sie schließen können, daß man Thüringen zu besuchen beabsichtige und bei dieser Gelegenheit ein großes Schützenfest mitmachen wolle. Vor sechs Wochen sei an ein Wiederkommen nicht zu denken.

Der Kapitän wußte genug.

„Siehst Du, mein Ding,“ sagte er, als er sich zum Weggehen erhob, „so haben sich unsere Angelegenheiten ja zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit geordnet. Ich weiß, was ich wissen mußte, und Du wirst Deinen Platz behalten. Es kommt eben nur darauf an, daß man sich verständigt. Und nun merk' auf, was ich sage: in acht Tagen wird Deine Herrin wieder in ihrem Hause sein. Sieh also zu, daß sie bei der Rückkehr Alles hübsch ordentlich vorfindet.“ —

In größerer Gemächlichkeit, als er heute den ganzen Tag über zur Schau getragen, verließ er das Haus, ging nach St. Pauli und setzte sich dort in den ersten Vergnügungsgarten, auf den er stieß.

Der Körper verlangte sein Recht, er war hungrig und durstig. Er ließ sich eine Mahlzeit auftragen und langte wacker zu. Seeleute haben ganz andere Mägen als Landratten; es war erstaunlich, was der Mann auf einmal zu sich nehmen konnte.

Als er seinen Hunger und Durst gestillt hatte, fiel ihm der Brief von seinem Schwager wieder ein, den er in der Tasche trug. Er zog ihn heraus, öffnete ihn und las:

„Lieber Schwager!

Du findest bei Deiner Heimkehr die Verhältnisse ererheblich anders, als sie bei Deinem Fortgehen waren. Die Mutter wird Dich über das Nöthige vollständig aufgeklärt haben. Mir wird von Deiner Frau der Auftrag, das nach einer anderen Seite hin zu thun. Pauline hat sich in ihrer Ehe niemals glücklich gefühlt und wünscht jetzt, da sie auf eigenen Füßen stehen kann, daß diese eheliche Verbindung gelöst werde. Selbstverständlich auf dem Wege der Güte und ohne alles Aufsehen. Du bist ein Mann von zu viel Verstand, als daß wir fürchten könnten, Du würdest Dich diesem Entschlusse Deiner Frau, der ein unwiderruflicher ist, widersetzen. Um aber jedem Auftritte aus dem Wege zu gehen, sind wir für die Zeit Deines Aufenthaltes in Deutschland von Hamburg weggereist. Du wirst also die Güte haben, die Angelegenheit mit Deinem

Rechtsanwalte soweit zu ordnen, daß die Ehe noch im Laufe des Jahres geschieden wird. Pauline wird Dir dafür dankbar sein.

Mit bestem Gruß Dein ergebener Schwager

Kurt Meyer."

„Der Henker hole den frechen Burschen!" schrie der Kapitän, als er wüthend den Brief in der Faust zusammendrückte, so laut, daß der aufwartende Kellner, der ihm eben ein frisches Glas Bayrisches brachte, ihn mit einem Ausdrucke des Erstaunens ansah.

Und nun blieb Paulsen noch zwei Stunden nachdenkend sitzen, qualmte aus seiner kurzen Holzpfeife und sann über den Leichtsinn seines jungen Weibes nach. Er wußte es ja, so war die ganze Familie, das Geld machte die Leichtsinnigen vollends verrückt.

Aber sein Gedankengang bedurfte, um im Flusse zu bleiben, noch der Anregung durch ein paar Gläser Grog, und es ist ungewiß geblieben, ob der Kapitän, als er das Lokal verließ, nicht noch ein wenig mehr geschwankt habe, als er das sonst überhaupt zu thun pflegte.

Am nächsten Morgen bei guter Zeit war Kapitän Johann Paulsen bei seinem Rheder, Herrn Martens, und stattete dem alten Herrn den versprochenen Bericht über seine Reise ab. Und als er damit zu Ende gekommen war, bat er um einen Urlaub von acht Tagen zu einer Reise in Familienangelegenheiten.

Das hörte Martens nicht ohne Verwunderung.

„Muß das denn gerade jetzt sein," fragte er, „wo

wir alle Hände voll zu thun haben? Und was sagt denn da die junge Frau dazu?"

Johann Paulsen hing seinen eigenen Angelegenheiten durchaus keinen Mantel um.

„Da sitzt eben der Haken," erwiederte er. „Sie ist mir durchgebrannt mit dem liederlichen Schlingel, ihrem Bruder, und ich muß zusehen, daß ich sie wieder einfange."

„Wenn es so steht, reisen Sie mit Gott, Kapitän. In acht Tagen also auf Wiedersehen."

Der Kapitän ging vom Rheder weg geradewegs nach dem Bahnhofe. Er fuhr über Uelzen nach Magdeburg. Das war der richtige Weg nach Thüringen. In Magdeburg hatte er eine Stunde Aufenthalt, bis der Zug nach Süden weiter ging.

Er setzte sich in's Bahnhofsrestaurant und griff zu den neuesten Zeitungen; darin mußte doch etwas über das von dem Kammermädchen erwähnte große Schützenfest stehen. Er wußte dann wenigstens, wo er seine Nachforschungen anzustellen habe. Kaum hatte er denn auch die ersten paar Seiten überflogen, so stieß er auf einen längeren Artikel mit der Ueberschrift: „Zehntes mitteldeutsches Bundesschießen in Gera."

Das war genug. Er nahm sich gar nicht die Mühe, zu lesen, was dahinter stand. Was er zu wissen brauchte, sagte ihm schon der Titel des Artikels. Das war das Schützenfest, zu dem sie wollten.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er weiter. Als er in Gera anlangte, war Mitternacht vorüber.

2.

Im Speisesaale des Hotels „Zum Elephanten“ in Weimar saßen ein Paar junge Leute an einem besonderen Tische und aßen zu Abend.

Sie waren am Mittage desselben Tages angekommen und am Nachmittage im Belvedere gewesen, aber bevor sie dorthin aufgebrochen waren, hatte der junge Mann in das ihm vorgelegte Fremdenbuch geschrieben: Geschwister Meyer aus Hamburg.

„Ich dächte, wir wären hier wieder in ein ziemlich langweiliges Nest gerathen, Kurt,“ sagte die junge Frau, Messer und Gabel weglegend. „Die kleine Stadt erscheint wie ausgestorben, und was den Fremdenverkehr betrifft,“ fuhr sie fort, einen Blick über den Saal werfend, „so sind hier wenigstens die Gäste ohne Mühe zu zählen.“

„Du vergissest, daß wir uns an der Heimstätte unserer beiden größten Dichter befinden, Pauline; ist das nicht schon interessant genug?“

„Für Dich vielleicht, der Du ein studirter Mann bist, wenngleich Du die Mutter bis jetzt vergebens auf Dein Staatsexamen hast warten lassen, aber nicht für mich. Was gehen mich die alten Herren an, die so lange schon unter dem kühlen Rasen schlummern. Ich habe mich von Allem frei gemacht, was hinter mir liegt, und will mich meines Lebens freuen.“

„Eine Doppelkrone gäb' ich darum, wenn ich das Gesicht Deines Mannes hätte sehen können, während er meinen Brief las. Denn gelesen wird er ihn nunmehr haben.“

„Laß das ruhen,“ versetzte sie ein wenig herb. „Ich mag an diese nunmehr abgemachte Sache nicht gern erinnert werden. Da war der junge Mann, den wir zuletzt in Eisenach trafen, weit eher einer Erinnerung werth.“

„Also doch,“ erwiederte er mit einem leiseln Lächeln der Befriedigung. „Nur unbesorgt, Paulinchen, er wird sich selbst in Deiner Erinnerung auffrischen. Ich sah Alles, wie es kommen würde, und meine Voraussicht bestätigt sich. Deshalb blieb ich seiner Bitte gegenüber nicht taub, sondern gab ihm den nothwendigen Anhalt über unsere Reiseroute. Wir werden ihn heute oder spätestens morgen früh hier erscheinen sehen.“

„Glaubst Du?“ versetzte die junge Frau nachdenklich und ließ nach dieser Frage den Faden des Gespräches fallen. —

Seit vierzehn Tagen befand sich das Geschwisterpaar auf seiner Vergnügungsreise. Sie hatten Thüringen durchreist kreuz und quer, hierbei keinem anderen Plane folgend, als ihrer augenblicklichen eigenen Eingebung. Der reizende Landstrich — denn Thüringen ist schön, ja herrlich mit seinen Bergen und Burgen, seinen Thälern und Flüssen, seinen Wäldern und Wiesen, seinen Städten und Flecken und seinem gradherzigen treuen Menschenschlage —, der tägliche Wechsel und vor Allem die völlige Ungebundenheit, das freie Aufathmen, nachdem man sich Verhältnissen entzogen hatte, die beengend und beklemmend für eine leichtlebige, vergnügungsfrohe Natur waren, hatte förmlich berauschend auf das junge Frauenherz gewirkt. Schon fühlte sie sich nicht mehr als die Gattin des Kapitäns

Paulsen, obgleich sie noch deutlich das Klirren der sieben Jahre getragenen Kette hörte, sie vermeinte, den freien Entschluß über ihr eigenes Ich, über ihr Thun und Lassen wieder gefunden zu haben, das sie sonst von dem Willen einer anderen Person gelenkt wußte, und wenn trotz aller dieser erträumten Freiheit eine gewisse Bitterkeit bei dem Gedanken an die verlassene Heimath in ihrem Herzen immer wieder auftauchte, so deutete sie diese auf die Erinnerung an ihr Kind, das sie bisher niemals von ihrer Seite gelassen hatte.

Sie waren von Hamburg aus nach Erfurt gefahren, ohne sich unterwegs in einer der berührten größeren oder kleineren Städte aufzuhalten. Dann ging es über Arnstadt nach Schwarzburg. Und hier war es, wo sie mit dem interessanten jungen Mann zusammentrafen, auf dessen Wiedererscheinen die Geschwister an diesem Abende im Gasthause „Zum Elephanten" in Weimar warteten.

Man hatte sie, als der Tag sich neigte, Seitens des Hotelwirthes in Schwarzburg darauf aufmerksam gemacht, daß sie nicht verabsäumen möchten, das Erscheinen des Wildes im Thalgrunde von der zum Schlosse führenden Brücke aus zu beobachten. Es gibt überhaupt nur eine Meinung über Schwarzburg's Lieblichkeit, und diese bezeichnet es mit seltener Uebereinstimmung als Thüringens Perle. Aber nirgends ist die Lieblichkeit dieses herrlichen Landschaftsbildes hervortretender, als in dem Blicke auf jenes Wiesenthal, der sich dem Beschauer von der Schloßbrücke aus darbietet. Ein Bächlein durchrieselt den prächtigen, sammetgrünen Grund, der abwärts an der

Brücke endet und aufwärts in einer anmuthigen, sanften Windung sich verliert. Beide allmählig aufsteigende Abhänge bedeckt der herrlichste Laubwald, aus dem sich majestätisch in der nächsten Nähe der Brücke das alte Stammschloß eines deutschen Fürstenhauses erhebt. Und den anmuthigen Grund belebt das Wild in einer Menge, wie es wohl selten in Deutschlands Gauen zu sehen sein mag. Hunderte von Hirschen und Rehen äsen dort schäkernd und spielend, den Durst an den Wassern des Baches stillend, theilweise auch hingestreckt auf den grünen Rasen, während die Mütter mit besorgtem Auge die Kälber behüten. Und dazu dieser unendliche Frieden, diese tiefe Stille! Ein unwillkürlicher Schauer vor der Großartigkeit der Allschafferin Natur beschleicht trotz des lieblichen Idylls das Menschenherz.

Die Geschwister betrachteten mit Entzücken das liebliche Landschaftsbild zu ihren Füßen, das ihrer nordischen Heimath so durchaus fremd war. Und mitten in diesen Betrachtungen, die sie mit einer größeren Zahl anderer Reisenden theilten, wurden sie plötzlich durch halblaute Ausrufe gestört, die ein Neuhinzugekommener, der offenbar gleich ihnen zum ersten Male an dieser Stelle stand, überwältigt von dem Zauber des Anblickes ausstieß. Dem Norddeutschen ist ein solches Zurschautragen innerlicher Gefühle fremd; er ist nüchterner auch im Ausdrucke seines Fühlens und läßt sich, wenigstens vor Fremden, nicht leicht zu einer lauten Kundgebung desselben hinreißen. Das war der Grund, welcher die junge Frau bewog, ihre Aufmerksamkeit wenigstens für Augenblicke

auf den Störer der allgemeinen Ruhe zu richten. Der Letztere bemerkte das rasch und war gewandt genug, diese kleine Ueberschreitung des Gewohnten zur Anknüpfung einer Bekanntschaft zu benutzen. Er stellte sich als Friedrich Weil aus Karlsruhe vor und machte durch seine Höflichkeit sogleich einen durchaus günstigen Eindruck auf die junge Frau. In gewandten und beredten Worten entschuldigte er sich, daß er sich habe hinreißen lassen, dem mächtigen Eindruck, welchen das herrliche Naturbild auf ihn hervorgebracht habe, ohne die gebotene Rücksicht auf die ihn Umgebenden lauten Ausdruck zu verleihen. Ihr Blick habe ihm deutlich gesagt, daß er damit wenigstens einigen Anstoß bei ihr erregt habe, und er habe nur seiner Pflicht genügen und sich dieses Anstoßes wegen bei ihr entschuldigen wollen.

Damit war der Anknüpfungspunkt zu einem Gespräche gefunden, welches das Geschwisterpaar mit dem ihm bis vor wenig Augenblicken vollkommen Fremden rasch bekannt machte. Sie erfreuten sich noch eine Zeit lang des lieblichen Blickes auf das Thal und setzten sodann zusammen ihren Spaziergang nach dem Schlosse und seiner unmittelbaren Umgebung fort, von wo zurückkehrend noch ein Abstecher nach der Fasanerie ausgeführt wurde.

Friedrich Weil war ein Mann gegen Ende der zwanziger Jahre, mit zwar nicht besonders ausgezeichneter, aber durchaus angenehmer Gesichtsbildung, zu der ihm das gelockte schwarze Haar und der sehr sorgfältig gepflegte Schnurrbart vortrefflich stand. Er war schlank gewachsen, war in einer sehr gewählten, aber nach keiner Seite hin

irgendwie übertriebenen Toilette, also ein junger Mann, der sich in keiner Beziehung vor dem prüfenden Blicke einer Frau zu scheuen brauchte.

Das war es, was Frau Pauline in den ersten zehn Minuten ihres Zusammenseins recht wohl erkannt hatte, und wenn sie sich dabei bemühte, die Gestalt ihres verlassenen Gatten mit dem eleganten Weil zu vergleichen, so fiel dieser Vergleich gar gewaltig zu Ungunsten des Ersteren aus.

Pauline stand zur Zeit in ihrem siebenundzwanzigsten Jahre, aber trotz ihres siebenjährigen Ehestandes war das Frauenhafte noch keineswegs ihren frischen und lieblichen Gesichtszügen aufgeprägt, dieselben hatten vielmehr die Frische, die natürliche Lieblichkeit der Jugend unverwischt bewahrt.

Als sie von der Fasanerie wieder nach dem Orte herunterkamen, schritt sie mit Weil voran, während Kurt eine kurze Strecke zurückgeblieben war. Die letzten goldenen Strahlen der scheidenden Sonne blitzten durch den dünnen Kiefernbestand, der die Parkwege einfaßte, spielten mit den grünen Nadeln der Bäume und glitzerten gebrochen auf dem Kiese des Weges. Der Pfad war noch belebt, viele der Touristen promenirten hier. Und wie sie mit einander an einer Gruppe vorbeikamen, deren einzelne Mitglieder sie einer ziemlich zwanglosen Besichtigung unterwarfen, da hörte sie hinter sich sagen: „Ein schönes Paar!"

Das Wort ließ eine glühende Röthe auf ihrem Gesichte erscheinen und ließ ihr blaues Auge aufblicken zu dem braunen ihres Begleiters. Und als es sich, diesem be-

gegnend, wieder senkte, da war die Röthe ihres Gesichtes noch tiefer geworden.

Stumm gingen sie neben einander her bis zum Hotel.

Erst gegen zehn Uhr Abends zog sich Pauline auf ihr Zimmer zurück und ließ die Herren bei ihrer Flasche Wein sitzen.

Aber kurz zuvor hatte sie eine augenblickliche Abwesenheit Weil's dazu benutzt, um zu ihrem Bruder zu sagen: „Du hast mich heute schon wiederholt in Verlegenheit gebracht, weil Du mich dem Herrn mit meinem Mädchennamen vorgestellt hast. Das war thöricht und unrecht. Verbessere diesen Fehler und gib alle Auskunft über mich, die er wünschen kann. Ich habe nichts gethan, um deßwillen ich meines Mannes Namen vor den Augen irgend eines Menschen zu verbergen hätte."

Kurt hatte zustimmend genickt, Weil war zurückgekommen, und Pauline hatte den Herren voll anmuthiger Freundlichkeit gute Nacht gewünscht.

„Glaubt man nicht," sagte der junge Rechtsgelehrte zu Weil, der mit einem entzückten und doch gleichzeitig eigenthümlichen Blicke die verschwindende Gestalt Paulinen's verfolgt hatte, „daß es ein junges Mädchen sei, das uns so eben verlassen hat? Allein in diesem Irrthume darf ich Sie nicht lassen, Verehrtester. Vernehmen Sie denn, daß meine Schwester schon seit sieben Jahren verheirathet ist."

Damit war das Schlimmste eingestanden, und der anfangs ein wenig überraschte Weil erfuhr Alles, was er wissen mußte, um die Situation im günstigsten Lichte

erscheinen zu sehen. Daß Kurt sich bei seiner Darstellung streng an die Wahrheit hielt, kann allerdings nicht behauptet werden. Er ließ vielmehr geschickt die Scheidung, an deren Einleitung vorläufig doch nur von der einen Seite gedacht wurde, als eine der Vollendung nahe Thatsache erscheinen, und machte das Vermögen, das seiner Schwester zugefallen war, noch etwas größer, als es war.

Dieser schönfärberische Aufputz seiner Geschichte trug weit mehr, als der Erzähler selbst ahnen konnte, dazu bei, das Interesse, welches Weil dem Geschwisterpaar entgegen brachte, zu erhöhen. Der Badenser war Kaufmann und selbst in dem Besitze eines kleinen Vermögens, aber seine Mittel reichten bei Weitem nicht dazu aus, ihm die Gründung eines selbstständigen Geschäftes zu gestatten. Und doch drängten ihn gerade im gegenwärtigen Augenblicke die Verhältnisse, nach dieser Seite hin Entschließungen zu fassen. Er war bis vor wenig Monaten Reisender für ein größeres Berliner Geschäftshaus der Konfektionsbranche gewesen und hatte als solcher eine seinem Berufe entsprechende Thätigkeit neben einem guten, für seine Ansprüche an's Leben vollkommen genügenden Einkommen gehabt. Aber dieses Verhältniß hatte sich von jener Zeit ab und nicht ohne seine Schuld gelöst. Es war ihm bisher nicht gelungen, eine gleiche oder ähnliche Stellung zu erlangen, vielleicht trug dazu nicht am wenigsten bei, daß das Zeugniß, welches er empfangen hatte, mit aller Offenheit die Gründe seines Ausscheidens darlegte. Das fühlte er selbst gut genug und begnügte sich demgemäß, eine Reihe kleiner Vertretungen zu übernehmen, bei denen

seine Thätigkeit nicht einem einzelnen Hause, sondern den Interessen verschiedener gewidmet war, wobei ihm gleichzeitig erspart blieb, auf das ihm zur Gewohnheit gewordene Reisen zu verzichten. Aber es war damit auch wiederum ein großer Uebelstand verbunden: er verdiente kaum den dritten Theil dessen, was er sonst als sein Einkommen hatte betrachten dürfen.

Wie vortrefflich kam ihm in seiner Lage diese so geschickt aber ahnungslos von seiner Seite eingeleitete Bekanntschaft entgegen. Da war eine nette junge Frau, welche die Ehefesseln eines ungeliebten Gatten nur abgestreift hatte, um sie an der Seite eines jüngeren und hübscheren Mannes wieder auf sich zu nehmen. Für einen solchen durfte er sich mit Recht halten. Und wenn er in seiner Werbung glücklich war, was er übrigens nicht im Entferntesten bezweifelte, so brachte die junge Frau ihm ein Vermögen zu, das ihm die erwünschte Selbstständigkeit vollkommen gewährleistete. Sie hatte ein erkleckliches Baarvermögen, das, mit dem seinen verbunden, schon einen angenehmen Anfang gestattete, und wenn man später mehr brauchte, war ja das Haus in Hamburg da, um es zu versilbern. Seine Frau zu einem Verkaufe zu überreden, konnte einem Manne von seiner Liebenswürdigkeit ja nur eine zärtliche Viertelstunde und einige klug berechnete Worte kosten.

Das Alles überlegte er, so lange er der Erzählung seines Gegenüber lauschte, weit rascher, als es hier wiedergegeben werden kann. Aber er war auch gleichzeitig klug genug, über das, was er dachte, zu schweigen. Daß ihm

diese Geschichte nicht ohne Grund oder etwa blos infolge des Dranges nach Mittheilung vorgetragen wurde, durchschaute er augenblicklich. So hatte er also unzweifelhaft bereits ein Interesse erweckt, und es galt gegenwärtig nur, dasselbe wach zu erhalten und nach Möglichkeit zu einer anständigen Flamme anzufachen.

Die beiden neugebackenen Freunde tranken ihre Flaschen aus und trennten sich, als es nahe an Mitternacht war. Für den nächsten frühen Morgen hatten sie noch eine weitere Zusammenkunft vereinbart, da Weil am Vormittag seine Geschäftsreise fortsetzen wollte; und dann war bestimmt worden, daß man sich nach Ablauf von vier Tagen in Eisenach wieder zusammenfinden wolle.

Und wie es verabredet worden, so war es geschehen. Man hatte sich am anderen Morgen nur in Schwarzburg getrennt, um sich am vierten Tage in Eisenach wieder zu finden.

Diese Begegnung ließ von beiden Seiten ziemlich deutlich die Freude des Wiedersehens durchblicken, aber mit großer Sorgfalt vermied es das Eine wie das Andere, mit einem Worte darauf hinzudeuten, daß es sich dabei lediglich um eine vorausgegangene Verabredung handele. Es sollte eben ein Zufall sein, dem man diese Gunst verdankte, und bei einem solchen Zufalle ließ man es eben bewenden.

Man machte vereint gemeinsame Ausflüge in die Umgegend, und Kurt spielte dabei in geschickter Weise den Gelegenheitsmacher; er verstand es, ohne daß es besonders auffiel, auf Viertelstunden und länger zu verschwinden,

sich auf Wegen zu verlieren, die ihn erst nach geraumer Zeit mit dem Paare wieder vereinigten, oder einzelne Punkte aufzusuchen, die ihrer Steilheit oder Gefährlichkeit halber für eine Dame nicht wohl erreichbar waren.

So war Weil nach jeder Seite hin die Möglichkeit gewährt, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, soweit er es zur Förderung seiner Absichten bedurfte, und es kann auch nicht geleugnet werden, daß er dazu die allerlebhafteste Neigung hatte, aber merkwürdiger Weise rückte die Herzensangelegenheit nicht mit der Schnelligkeit vorwärts, die seinen Absichten und Wünschen entsprochen hätte. Die Schuld davon lag nicht an ihm, darüber vermochte er sich zu beruhigen, sondern an dem Gegenstande seiner Verehrung. Pauline wich aus, sobald er sich in seinen Worten zu erwärmen anfing, und er war viel zu schlau in seinen Berechnungen, als daß er sich dazu hätte verleiten lassen, durch voreiliges Drängen einen günstigen Ausgang, auf den er der Verzögerung ungeachtet mit aller Bestimmtheit rechnete, in Frage zu stellen.

Zweierlei war es, was die junge Frau abhielt, sich dem starken Eindrucke, den der elegante Badenser von allem Anfang an auf sie hervorgebracht hatte, ohne Rückhalt weiter hinzugeben. Zunächst berührte sie die übertriebene Höflichkeit Weil's und eine gewisse Süßlichkeit, die sich nach und nach in seinen überschwänglich höflichen Worten bemerkbar machte, in einer keineswegs angenehmen Weise. Sie war solchen Gebahrens an einem Manne durchaus ungewohnt, und es trug an erster Stelle dazu bei, ihr einen Vergleich nahe zu legen zwischen dem, was

jetzt geschah, und dem, was geschehen war, als Johann Paulsen um ihre Hand geworben. Damals war sie ein armes, vollständig mittelloses Mädchen gewesen, und Mutter und Tante — die Letztere war nämlich erst nach der Verheirathung der Nichte die Gattin des Mannes geworden, dessen Hauswesen sie ursprünglich geführt hatte und dessen ansehnliches Vermögen heute in dem Besitz Paulinens war — hatten genug zuzureden gehabt, bevor sie das Mädchen, das in ihrem Leichtsinn nach einer ganz anderen Parthie verlangte, als sie ihr das Leben bot, dazu hatten bewegen können, die Werbung des Kapitäns nicht von vorn herein zurückzuweisen. Es hatte gar mancherlei Vorstellungen über die vortreffliche Versorgung und über die Aussichtslosigkeit eines ähnlich günstigen Unterkommens bedurft, bevor sie sich nur dazu verstanden hatte, den Kapitän wiederholt zu sehen. Und als es doch nach Wochen endlich so weit gekommen war, daß er mit seiner Bitte um ihre Hand vorrückte, da hatten seine einfachen Worte doch mit so großer, unwiderstehlicher Gewalt an ihr Herz gegriffen.

„Fräulein Pauline," hatte er gesagt, „morgen ist der Tag, wo ich in See gehe, und wenn ich wieder heimkehre, wünschte ich, ein liebes Weib in mein Haus zu führen. Sagen Sie mir, wie's mit Ihnen steht, Pauline. Denn wissen Sie, ich habe Sie so lieb, daß ich es Ihnen gar nicht beschreiben kann, und daß ich meine, ich könnte nimmer von Ihnen lassen."

Und wie er das gesagt hatte, war ein Strahl von so unendlicher Liebe aus seinem grauen Auge gebrochen und

über ihre zierliche Gestalt gelaufen, daß ihr die Thränen in die Augen getreten waren. Und sie hatte in seine harte Hand eingeschlagen und stammelnd gesagt: „Ja, Kapitän, ja, ich will Ihr Weib sein!"

War sie nicht recht glücklich gewesen in jenem Augenblick und auch später noch viele Jahre lang?

Das war das Eine, was sie beschäftigte. Und das Andere lag just nebenbei.

Sie schämte sich, eines anderen Mannes Liebesworte anzuhören, weil sie wußte, daß sie der erste noch immer als sein angetrautes Weib betrachten durfte. Und vielleicht war das das Schwerwiegendste, denn eine solche Thatsache läßt sich eben nicht vergessen.

So kam es, daß Weil den Aufenthalt in Eisenach für die Förderung seiner Absichten nicht sonderlich günstig fand. Er machte hiervon auch seinem neuen Busenfreunde kein Hehl, als sie sich mit einander verabredeten, in Weimar zum dritten Male zusammenzutreffen und von dort aus ohne neue Trennung das Schützenfest in Gera zu besuchen.

Und jetzt waren sie in Weimar, das Geschwisterpaar wenigstens. Und die Schwester hatte selbst an den Badenser erinnert, während der Bruder, eingedenk der erfolglosen Vorgänge in Eisenach, nicht ohne einige Verwunderung gefragt hatte: „Also doch?"

— — — — — — — — — — — — — —

Weil kam in der That mit dem Zuge an, der Abends um acht Uhr zehn Minuten in Weimar eintrifft. Er war in Erfurt und von da aus in Nordhausen zur Ab-

wickelung seiner Geschäfte gewesen und kehrte jetzt auf demselben Wege zurück. Das erneute Zusammentreffen mit dem Geschwisterpaare schien alle seine Lebensgeister in eine dauernde freudige Erregung zu versetzen.

„Ein Thor müßte ich sein, ja der größte Thor unter dem Himmelsgewölbe," sagte er, nachdem er die Geschwister sehr wortreich begrüßt und sich an ihrem Tische niedergelassen hatte, „wenn ich diesen mir dreimal günstigen Zufall, der mich mit Ihnen, schöne Frau, heute abermals zusammenführt, nicht als einen deutlichen Wink von oben betrachten wollte, daß mir ein gütiges Schicksal vorbehalten hat, meine Pfade nach demselben Ziele hinzuleiten, dem die Ihrigen zueilen. Erscheint es Ihnen als eine Vermessenheit, sich solchen glückverheißenden Illusionen hinzugeben, meine Verehrteste?"

Frau Pauline vermied eine direkte Antwort auf diese Frage. Vielleicht nur deshalb, weil sie sich durch die Gegenwart des Bruders einigermaßen genirt fühlte. Aber sie erwiederte hierauf, auch sie und ihr Bruder empfänden es als etwas durchaus Angenehmes, hier wiederum mit einem Reisegefährten zusammenzutreffen, mit dem gemeinsam es ihnen vergönnt gewesen sei, an so manchen herrlichen Punkten dieses schönen Landstriches sich zu erfreuen. Auf einen fortgesetzten Genuß landschaftlicher Reize dürfe man zwar hierorts, wie sie bereits in Erfahrung gebracht, nicht rechnen. Weimar sei eine Stadt, die nur noch von der Erinnerung an ihre großen Todten zehre. Aber Staub und Asche seien für sie etwas Unangenehmes. Sie sehne sich fort von hier. So werde

dem heutigen frohen Zusammentreffen schon morgen wieder die unvermeidliche Trennung folgen.

Das hörte Weil zunächst nicht ohne deutliche Anzeichen von Verwunderung, denn ihm war mit einem so raschen Wiederauseinandergehen nach keiner Seite hin gedient; er hatte sich vielmehr darauf vorbereitet, dieses dritte Zusammentreffen nicht verstreichen zu lassen, ohne mit der Förderung seiner Pläne bis an ein glückliches Ende vorzurücken.

Er gab deshalb zunächst seinem Bedauern Ausdruck, daß Weimar ihre Erwartungen, die sie ihm in Eisenach ausgesprochen, so wenig zu erfüllen im Stande gewesen wäre.

„Was mich anbelangt," fuhr er fort, „so darf ich Ihnen offen gestehen, gnädige Frau, daß mich Ihre Erfahrungen davon abschrecken, längere Zeit in dieser Musenstadt zu verweilen, wie ich ursprünglich in der That beabsichtigt hatte. Meine letzten Abstecher haben mich nämlich mindestens für die Zeit einer Woche von geschäftlichen Sorgen frei gemacht, und es steht somit nichts im Wege, daß ich diese Zeit der Freiheit ganz nach meinem Gutdünken verwende. Lassen Sie mich Ihnen deshalb eine gehorsamste Bitte zu Füßen legen, hochverehrte Frau, die Bitte nämlich, Sie bei der Fortsetzung Ihrer Reise begleiten zu dürfen."

Frau Pauline war von diesem unumwundenen Ansuchen doch im Augenblicke so überrascht, daß sie zögernd eine zusagende Antwort zurückhielt, während Weil sowohl wie Kurt aus ihrer vorübergehenden Verlegenheit un-

schwer erkannten, daß sie zu einer Absage ebenso wenig geneigt war.

Das gab dem Bruder die erwünschte Gelegenheit, sich vermittelnd vorzuschieben.

„Es bleibt zunächst die Frage," meinte er, „ob Ihnen für einen solchen Fall die Reiseroute zusagt, welche wir einzuschlagen beabsichtigen. Wir gedenken nämlich zunächst auf einige Tage nach Gera zum Bundesschießen zu gehen, das gestern begonnen hat. Meine Schwester hat ein ähnliches Volksfest noch niemals mit erlebt und wünscht dem bunten Treiben einmal in aller Nähe zuzusehen."

„Niemals berührten sich zwei Wünsche sympathischer, als der Ihrige und der meinige, gnädige Frau," versetzte Weil mit einem verliebten Augenaufschlage, der mit dem Ausdrucke voller Hingebung seine Nachbarin traf. „Sie kommen mit Ihrer bestimmt ausgesprochenen Absicht, Herr Meyer, vollständig dem Vorschlag zuvor, den ich eben machen wollte. Wohin ich auch blicke, diese Uebereinstimmung in allem Denken, Wünschen und Fühlen ist eine viel zu überraschende, als daß ich aus ihr nicht das günstigste Prognostikon für eine glückselige Zukunft für uns Alle voraussehen dürfte. Reisen wir also zum Bundesschießen nach Gera. Ich bin der festen Zuversicht, daß sich dort die glückverheißenden Auspizien dieser vorbedeutungsreichen Woche ihrer harmonischen Erfüllung zuneigen werden."

So reisten sie denn anderen Tages mit dem Nachmittagszuge nach Gera.

3.

Der Kapitän hatte in dem ungewohnten Hotelbette keineswegs die angenehme Ruhe gefunden, die er zu genießen nach den mannigfachen Strapazen des Tages gehofft hatte.

Er erhob sich daher schon um sechs Uhr und begann sich seinen Feldzugsplan für den Tag zurecht zu legen. Er war übrigens heute erheblich ruhiger, als an den beiden vorausgegangenen Tagen, weil er sich zu der Ueberzeugung durchgearbeitet hatte, daß es bei seiner Frau nur einer Erinnerung an ihre Pflicht bedürfen würde, um sie zu einer Rückkehr in ihr eheliches Heim zu bewegen. Wenn er überhaupt eine Befürchtung hegte, so stand diese mit der Person seiner Gattin nicht in erster Linie in Verbindung, sondern richtete sich auf etwaige Kniffe seines Schwagers. Er war nicht im Zweifel, daß in dem Gehirne dieses Menschen, zu dem er von Haus aus niemals das geringste Vertrauen gehabt, das ganze Projekt, das ihn seines Ehеglückes berauben sollte, entstanden sei. Ihm war es offenbar darum zu thun, sich des unbequemen Schwagers, dessen rücksichtslose und scharfe Kritik über seine Angelegenheiten ihn wiederholt hart genug getroffen hatte, zu entledigen, und es war ihm dabei vollständig gleichgiltig gewesen, daß er Jenen dabei an einer Stelle traf, an der jeder gute Mensch am leichtesten verwundbar ist: an seinem Herzen.

Solche Erwägungen beschäftigten unseren Kapitän, so lange er seinen Kaffee trank, und bestärkten ihn in seinem Entschlusse, ohne Zaudern sich gleich am frühen Morgen

an die Lösung seiner Aufgabe zu machen. Sobald er sein Frühstück eingenommen hatte, ging er daher auf die Straße hinaus und schlenderte in die Stadt hinein.

Er war noch keine hundert Schritte weit gekommen, als er einem Schutzmann begegnete, den er nach dem Stadtpolizeiamt fragte. Er erhielt die nöthige Zurechtweisung und stand eine Viertelstunde später in den Hallen der heiligen Hermandad. Ein einziger Beamter war dort zu so früher Morgenstunde anwesend.

Der musterte ihn mit kritischen Blicken und fragte dann nach seinem Begehren.

„Ich möchte in Erfahrung bringen," erwiederte der Kapitän, „ob ein junger Mann, Namens Kurt Meyer aus Hamburg, hier anwesend ist."

Der Beamte prüfte die Register.

„Von den öffentlichen Gastwirthschaften ist innerhalb der letzten acht Tage," versetzte er darnach, „ein Herr dieses Namens nicht angemeldet worden. Haben Sie Gewißheit, daß er nicht in einem Privathause Unterkommen gefunden hat?"

„Das hat er nicht gethan, daran besteht kein Zweifel," entgegnete der Kapitän. „Sehen Sie weiter nach, ob Sie eine Frau Pauline Paulsen finden."

Der Beamte hatte nach kurzem Blättern die gleiche verneinende Antwort.

„Auch keine Pauline Meyer?" fuhr der Kapitän in seinen Fragen fort, dem die Möglichkeit in den Sinn kam, daß seine Frau unter ihrem Mädchennamen reisen könne.

„Wen suchen Sie denn eigentlich?" lautete die Gegenfrage des ungeduldig werdenden Beamten.

„Meine Frau suche ich, die mir durchgegangen ist. Ich suche sie und werde sie finden."

„Hier bei uns schwerlich," entgegnete der Beamte, indem er den vor ihm Stehenden mit einem Blicke maß, der deutlich genug erkennen ließ, daß er sich von der durchgegangenen Frau desselben keine sonderlich erhabenen Vorstellungen machte. „Doch ich kann Sie mit der Versicherung trösten, daß allein herumreisende Frauenzimmer hier bei uns sorgfältig beobachtet werden. Sie sollen Nachricht haben, sobald sie sich blicken läßt. Wo haben Sie Quartier genommen?"

Der Kapitän gab die geforderte Auskunft und ging.

Der Polizist sah ihm kopfschüttelnd nach und sagte gleich darauf zu einem Kollegen, dem der Kapitän in der Vorhalle begegnet sein mußte: „Sahen Sie den eigenthümlichen Menschen, der eben hinwegging, Hammer? Das will ein Ehemann sein, der seine durchgegangene Frau sucht. In der That das erste Exemplar dieser Sorte, das mir vorkommt. Die Meisten sind in der Regel froh, wenn sie ihre besseren Hälften los sind, und der rennt seiner nach! Ganz nüchtern scheint er auch nicht mehr zu sein, trotz der frühen Morgenstunde. Haben Sie nicht gesehen, wie er schwankt? Es wird gut sein, wenn wir ein Auge auf ihn haben." —

Für Paulsen waren die Nachrichten, die er auf der Polizei empfangen, vorläufig genügend. Wenn die, welche er suchte, nicht unter falschen Namen reisten — und diese

Möglichkeit erschien ihm völlig undenkbar —, so waren sie noch nicht am Orte ihrer Bestimmung angekommen. Es war also das Richtigste, ihre Ankunft hier zu erwarten.

Er erkundigte sich bei einem Vorübergehenden nach der Lage des Festplatzes, und man beschrieb ihm den Weg nach den Hofwiesen, wohin er sich ohne Mühe zurecht fand.

Aber der auf der weitgedehnten Wiesenfläche abgegrenzte engere Festraum war von Besuchenden noch leer. Er verließ daher die Festhalle, in die er gegangen war, bald wieder. Hier war vorläufig nichts zu machen.

Die Hofwiesen liegen auf der westlichen Seite der Stadt, gerade da, wo der Elsterfluß am Fuße sanft aufsteigender, mit Laubwald gekrönter Hügelhänge sich hinwindet, die das Weichbild Gera's und gleichzeitig das Flußthal anmuthig begrenzen. In ihrer Mitte liegt auf bewaldeter Höhe, deren Fuß das Flüßchen bespült, das Residenzschloß des regierenden Fürsten, Osterstein genannt, tausendfensterig mit Zinnen und Erkern, flankirt von einem uralten mächtigen runden Thurme. Es ist ein zwar nicht ausgedehntes, aber reizendes Landschaftsbild. Das erkannte der Kapitän und richtete seine Schritte von der nächsten Elsterbrücke aus nach dem Schlosse hinauf.

Und wenn er auf dem Hainberg — so heißt dieser beliebteste Spaziergang der Geraer — auch nicht unter Palmen wandelte, so boten die Parkanlagen desselben doch des Schönen und Reizenden so viel, daß sie den Spaziergänger Stunden lang festhielten. Es war ein herrlicher,

heiterer Sommermorgen; vom unbewölkten Himmel glänzte die Sonne herab und vergoldete die grünen Blätter der mächtigen Buchen und Eichen, welche die Wege umsäumten. Und die Vöglein sangen in den Zweigen und ein belebender Duft von frischer, reiner Waldluft durchzog das ganze Gelände.

Unter dem kühlen Schatten der Bäume wandelte unser Kapitän, oder ruhte, wenn er sich ermüdet fühlte, auf den angebrachten Bänken, bis das Knattern der Schüsse unten auf dem Festplatze ihn daran erinnerte, daß er nicht hierher gekommen sei, sich an der Waldschönheit zu erquicken.

Er stieg also wieder den Berg hinunter und fand unten auf dem Festplatze die versammelten Schützenbrüder in unausgesetzter rastloser Thätigkeit. Die Büchsen knatterten, die Scheiben erschienen und verschwanden, die Gewehre wurden geladen und zurecht gestellt. Man schüttelte sich die Hände, man lachte, man schwatzte, man trank. Es gab nur vergnügte Gesichter, gute Laune, frohe Kameraden.

Das Alles behagte dem Kapitän sehr wohl. Er trat nach kurzer Umschau auf dem weiten Platz wieder in die große Festhalle, und fand sich daselbst sehr zufriedenstellend angemuthet, als ihm von einer der vielen an den Säulen angebrachten Täfelchen auch das Wort Grog entgegen leuchtete.

Das war eine höchst angenehme Ueberraschung. Grog hieß das Labsal, dem er an erster Stelle anhing. Bei Kälte trank er ihn warm, bei der Hitze kalt und mit

wenig Zucker, und dann hatte dieser Trank nach der Behauptung des Kapitäns eine unglaublich kühlende Eigenschaft. Er forderte also ein Glas kalten Grogs zum großen Erstaunen aller Anwesenden, woraus er sich aber nichts machte, und setzte sich dann gemüthlich an einen der zahlreichen Tische.

Als ein Mann von guter Berechnung hatte er seinen Sitz so gewählt, daß er den größten Theil der Halle und des Festplatzes bequem übersehen konnte. Da er nun außerdem so ziemlich sicher war, daß kein Besucher das Betreten der Festhalle selbst, des Mittelpunktes des Ganzen, unterlassen werde, so schien es ihm am gerathensten, auf seinem Beobachtungsposten zu bleiben, anstatt in der Hitze zwecklos umherzulaufen. Je mehr der Platz in seiner ganzen Ausdehnung sich mit Besuchern zu füllen begann, von denen der allergrößte Theil nicht der edlen Schießkunst huldigte, je mehr sich zu der Schaar der Männlein auch Weiblein und Kindlein in die bunt durcheinander drängende Menge mischten, desto größer wurde die Ungeduld des Kapitäns. Aber ach, sie blieb vollständig ungestillt. Die er sehen wollte, erschienen nicht.

Dagegen wurde die Scenerie, die ihn umgab, immer lebhafter, bunter und mannigfaltiger. Wenn er in den ersten Stunden seines Hierseins fast allein an seinem Tische gesessen hatte, so änderte das rasch sich mit der vorschreitenden Zeit. Immer dichter wurden die Tische besetzt, und so kam er bald zu Bekanntschaften, von denen er sich wenige Augenblicke vorher nicht das Geringste hatte träumen lassen.

Auch den Polizisten von heute Morgen sah er wiederholt in dem dichten Gedränge in der Nähe seines Platzes vorüberschreiten, und der prüfende Blick, mit dem ihn dieser regelmäßig betrachtete, war ihm unangenehm und lästig. Und dabei sah er von den Gesuchten immer noch nichts, trotzdem bereits der Tag sich seinem Ende zuneigte.

Als die Dämmerung so weit vorgeschritten war, daß das Erkennen einzelner Personen auf weitere Entfernungen unmöglich wurde, gab Paulsen seinen Platz, den er bisher mit der ganzen Hartnäckigkeit eines Seemanns behauptet hatte, auf und schickte sich an, eine Rundreise über den großen Platz zu machen, um auf diesem Wege vielleicht noch zu erreichen, was ihm ein mißgünstiges Geschick bis dahin vorenthalten hatte. War doch heute der Haupttag des Festes und deshalb anzunehmen, daß, wer einmal kommen wollte, diesen Tag nicht versäumen werde. Aber all' sein Spähen und Suchen war vergeblich. Das Geschwisterpaar erschien nicht innerhalb des Horizontes seiner Beobachtungen.

Mit dem vorrückenden Abend begann ein großes Feuerwerk. Die aufzischenden Raketen, die bunten Leuchtkugeln, die prasselnden Schwärmerbüchsen, die Räder mit dem wechselnden Kunstfeuer und die in ihrem Lichte sich oft verändernde bengalische Beleuchtung, in der wiederholt der ganze Hintergrund des Festplatzes strahlte; der dichte Laubwald, mit welchem der Hainberg bedeckt ist, und das in seiner Mitte zauberhaft von weißem Lichte beglänzte Schloß machten einen feenhaften Eindruck.

Und gerade, als der Platz selbst mit einem Male in bengalischem weißen Lichte erglänzte, das man in seiner Mitte auf einem hochaufgerichteten Mastbaum angezündet hatte, fielen des Kapitäns offene Augen auf einen Fensterbogen der Festhalle. In ihm stand Arm in Arm mit einem stattlichen und eleganten Herrn, der sich offenbar bemühte, eine lebhafte Unterhaltung im Gange zu erhalten, sein Weib, seine Pauline, und hinter ihr erschien Kurt's glattes Gesicht.

Das Wiedersehen war übrigens nicht ein einseitiges, sondern auch Frau Paulinens Augen waren zufällig auf jenen Fleck gerichtet, wo ihr Gatte in der Menge eingeklemmt stand. Sie erkannte das drohend auf sie gerichtete Gesicht sofort. Das hatte zur nächsten Folge, daß sie plötzlich ihren Arm aus dem Weil's zog und sich mit einer unwillkürlichen Bewegung des Schreckens rückwärts an ihren Bruder wandte und ihm zuraunte: „Paulsen ist hier! Um's Himmels willen fort! Ich bitte Dich, laß mich hier nicht in seine Hände fallen!"

Kurt nahm die Zitternde in seinen Arm.

„Der Dame ist unwohl, ich bitte, lassen Sie uns durch," sagte er, rasch besonnen, zu den Nächststehenden, und erreichte dadurch, daß sich die Gefälligen unter ihnen, so gut es eben gehen wollte, etwas zusammenschoben, so daß eine kleine Gasse entstand, durch welche er sich mit der Schwester zwängte. Weil folgte, obgleich ihm jedes Verständniß von dem, was geschah, fehlte. Der mittlere Raum der Halle bot bessere Gelegenheit zum Vorwärtskommen, und so erreichten sie schnell den östlichen Aus-

gang und waren nach wenigen Minuten im Freien und auf dem Wege nach der Stadt.

Anders als ihnen erging es dem Kapitän. Seine Frau sehen und sich nach der Seite hin, wo er sie erblickte, vorwärts drängen, war das Werk derselben Sekunde. Aber bei seinem Beginnen hatte er nur mit dem in ihm wohnenden Drange und nicht mit den ihn umgebenden Verhältnissen gerechnet. Er befand sich eingekeilt im dichtesten Menschenschwarme. Nun glückte es ihm in der That, denn er war ein kräftiger Mann mit starken Armen, sich vier oder fünf Schritte nach der Festhalle hin vorwärts zu würgen, indem er ohne Rücksicht Gebrauch von seinen Ellenbogen machte, aber bald halfen alle Anstrengungen nicht mehr; eine so undurchdringliche Mauer von Menschen stellte sich ihm entgegen, daß ein Durchkommen unmöglich war. Er war unbedacht genug, mit Gewalt sich Bahn brechen zu wollen, denn der Anblick der Gesuchten hatte ihm alle Besonnenheit geraubt. Er begann wüthend um sich zu schlagen und zu boxen, es entstand ringsum ein allgemeiner Tumult, die Angegriffenen setzten sich zur Wehr, und schon war eine regelrechte Keilerei im Gange, da hörte er plötzlich eine ihm wohlbekannte, aber jetzt zornige Stimme, die rief:

„Aha, Sie sind der Friedensstörer! Vorwärts, Herr, Sie müssen mit mir auf die Wache!"

Zugleich fühlte der Kapitän, wie ihn eine feste Hand am Arme packte. Es war der Polizist von heute Morgen.

„Herr, lassen Sie mich," rief der Kapitän, einigermaßen ernüchtert. „Dort ist meine Frau. Sie wissen,

ich suche sie schon seit heute früh und habe sie soeben wiedergefunden."

„Flausen," erwiederte der Andere, „nichts als Flausen! Wo ist sie denn? Zeigen Sie sie mir doch!"

Das war nun allerdings für den Kapitän, der seinen Kopf wieder der Festhalle zuwandte, ein Ding völliger Unmöglichkeit. Nichts als lauter fremde Gesichter starrten ihm von der Stelle entgegen, auf der vor wenigen Minuten sein Weib gestanden hatte. Das machte ihn mit einem Male ganz kleinmüthig.

„Nun," fuhr der Polizist fort, „wo steckt die Durchgebrannte? Ich habe dringendes Verlangen, ihre angenehme Bekanntschaft zu machen."

„Sie ist fort; aber ich versichere Sie, daß ich sie vor wenig Augenblicken noch auf jenem Platze sah," versetzte der Kapitän, mit dem Finger nach der Halle deutend.

„Und ich versichere Sie, daß Sie sich vollständig als der Narr erweisen, für den ich Sie heute Morgen schon erkannte. Vorwärts zur Wache!"

Diese Worte aus dem Munde des Beamten bildeten für den Kapitän Johann Paulsen den Schluß des Feuerwerkes auf dem zehnten mitteldeutschen Bundesschießen in Gera.

Der Polizist führte den ganz Niedergeschlagenen unter dem Hohngelächter der Umstehenden fort nach der Polizeiwache in der Stadt.

Dort war aber zu dieser Abendstunde weder der Inspektor noch der Sekretär zugegen, denn der Dienst hatte sie gleicherweise nach dem Festplatze gezogen.

Paulsen mußte also so lange warten, bis die Feierlichkeit vollständig vorüber war, und die Beamten zurückkehrten. —

Während er in finsteres Brüten versunken auf der Bank des Wachtraumes saß, waren Kurt und Pauline in ihrem Hotel in erregtem Gespräche begriffen.

„Keine Gewalt der Erde hält mich in diesem Neste eine Minute länger fest, als es unbedingt nöthig ist," sagte Frau Pauline. „Sieh nach, wann der nächste Zug nach Hamburg geht; wir wollen nach Hause."

„Du lässest Dich durch eine kleine Unannehmlichkeit viel zu schnell von all' unseren Plänen ablenken, Pauline," lautete die Antwort. „Wir hatten sechs Wochen für diese Reise in Aussicht genommen, und jetzt sollen wir heimkehren, nachdem kaum vierzehn Tage verstrichen sind?"

„Und doch muß es sein," versetzte die junge Frau heftig. „Ich fürchte mich vor Allem vor einem Skandal in der Fremde, wo man uns nicht kennt und sicherlich weit eher bereit sein wird, etwas Schlechtes, als etwas Gutes von uns zu denken. Und auch mein Mann —"

„Mein Gott, er kann Dich doch nicht fressen," unterbrach sie der Bruder. „Wir befinden uns vollkommen auf dem klarsten Rechtsstandpunkte. Nichts ist natürlicher, als daß zwei Eheleute, die sich trennen wollen, zwei von einander verschiedene Wege einschlagen. Wenn Dein Mann Verstand besitzt, so muß er das doch einsehen."

„Laß das sein, wie es will," entgegnete sie. „Du sahst den drohenden Blick nicht, den er mir auf dem Festplatze zuwarf. Aber ich erkannte daraus, daß er zu Allem

fähig sein wird. Ich hätte niemals geglaubt, daß er uns nachfolgen würde. Und weil er es gethan hat, muß er mich doch recht sehr lieb haben, viel lieber, als ich es werth bin. Wenn ich mir das nahe lege, so geht mir das Herz auf, und ich wäre beinahe im Stande —"

„Reisen wir also wieder nach Hamburg," unterbrach sie Kurt rasch, dem nichts unbequemer kommen konnte, als ein weichmüthiges Zurückschwenken der Schwester von ihrer ursprünglichen Absicht, ihre Ehebande zu lösen. Das wäre gleichbedeutend gewesen mit einer vollständigen Vernichtung all' seiner so gut eingefädelten Pläne. Denn daß der Kapitän das seiner Frau in den Schoß gefallene Geld mit Sorgsamkeit für den eigenen Sohn zusammenhalten werde, statt es in der gewünschten Menge seinem liederlichen Verwandten zur Verfügung zu stellen, galt ihm für eine ausgemachte Sache. Nur wenn er selbst der Gründer eines neuen Ehebündnisses der Schwester wurde, bei welchem der Gatte die Frau und mit ihr das Geld gleichsam aus seiner Hand erhielt, war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Dankbarkeit den neuen Ehemann und wohl auch die Schwester zu so manchem tieferen Griff in die gemeinsame Kasse veranlassen werde. Und das war überhaupt der Kernpunkt seiner Manipulationen. Deshalb aber fiel ihm bei dem plötzlichen Entschlusse der Schwester der Gedanke an den neuen Freund ziemlich schwer auf's Herz, und er fragte mit einigem Zögern: „Was machen wir aber mit Weil?"

„Du hast die Vorstellung vermittelt, vermittele Du

auch den Abschied," entschied sie. „Ich wasche meine Hände in Unschuld."

Damit war die Unterredung zu Ende, aber ihr Erfolg entsprach nicht den Verabredungen. Kurt operirte nämlich ungenirt auf eigene Faust weiter und gab seinem neuen Freunde eine ziemlich ungeschminkte Darstellung von den Vorgängen des Abends, dem Entschlusse der Schwester und seiner eigenen Ansicht über eine gedeihliche Förderung des von ihnen gemeinsam eingeleiteten Planes.

Das Resultat davon war, daß Weil schwur, er werde sich niemals davon abhalten lassen, das Geschwisterpaar nach Hamburg zu begleiten. Nur ein treues, opfermuthiges Herz vermöchte die von ihm über Alles geliebte Frau vor den Fährnissen durch einen Wütherich zu behüten.

Sie reisten also gemeinschaftlich mit dem nächsten Zuge ab.

— — — — — — — — — — — —

Es war spät in der Nacht, als nach Beendigung der Festlichkeiten der Inspektor zurückkehrte. Es gelang dem Kapitän nun leicht, sich auf Grund der vorgelegten Papiere auszuweisen und durch Schilderung seines Mißgeschickes das Mitgefühl des Beamten zu erwecken. Derselbe bedeutete den Kapitän, daß er sich vor ähnlichen Vorkommnissen in der Zukunft zu hüten habe und verurtheilte ihn zugleich wegen Störung der öffentlichen Ordnung zu einer Ordnungsstrafe von drei Mark. Dann entließ er ihn mit der Versicherung, daß er sich seiner Sache annehmen werde.

Ziemlich niedergeschlagen wanderte der Kapitän in seinen Gasthof zurück und schlief infolge der gehabten

Anstrengungen bis in den Tag hinein. Erweckt wurde er erst durch ein kräftiges Klopfen an seiner Zimmerthür. Er rief auffahrend: „Herein!“ Der ihm bekannte Polizist trat ein.

Das Gesicht desselben sah ganz besonders freundlich aus, und indem er dem Kapitän guten Morgen bot, sagte er: „Herr Kapitän, ich bringe Ihnen eine gute Nachricht. Die Dame, die Sie gestern suchten, ist erst im Laufe des gestrigen Nachmittags angekommen und logirt im Hotel zum ‚Reußischen Hof‘, Zimmer Nr 9. So haben Sie wenigstens nicht nöthig, noch Jemanden um Auskunft anzugehen.“

Der Kapitän dankte, stand schnell auf und begab sich sofort nach dem ihm bezeichneten Hotel, das er ohne Mühe fand. Aber auf seine Frage ward ihm zur Antwort: „Die Herrschaften sind heute Morgen um vier Uhr zwanzig Minuten abgereist.“

„Wohin?“

„Mit dem Zuge um vier Uhr zwanzig Minuten fährt man nach Leipzig, mein Lieber,“ versetzte der schwalbenschwänzige Oberkellner mit einem Gesichtsausdrucke, der verdeutlichen sollte, wie ungeheuer lächerlich ihm eine solche Frage erscheine.

Das bewirkte auch, daß der Kapitän nicht weiter fragte, sondern direkt nach dem Bahnhofe ging. Dort wurde ihm bekannt gemacht, daß der nächste Zug nach Norden erst um zwei Uhr abgehen werde. Das war gleichbedeutend mit vier Stunden des Wartens.

Aber bevor er sich in dem Wartesaale festsetzte, ging

er nach dem Gepäckschalter, nahm aus seinem Portemonnaie einen Silberthaler, den er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, und fragte den Beamten: „Heute früh mit dem ersten Zuge sind zwei Herren mit einer Dame in der Richtung nach Hamburg abgereist. Das war meine Frau und meine beiden Schwäger. Es liegt mir hauptsächlich daran, zu erfahren, ob sie direkt oder mit Umwegen gereist sind. Wie wurde das Gepäck expedirt?"

„Direkt nach Hamburg, sehr verehrter Herr," erwiederte der Beamte und empfing den silbernen Dank.

Der Kapitän wußte, was er wissen wollte.

Der Morgen des neuen Tages graute bereits, als er mit dem Zuge in die Hallen des Bahnhofes in Hamburg einrollte.

4.

Man hatte am Abend der Rückkunft von der so plötzlich abgebrochenen Reise in dem Hause in der Admiralitätsstraße in Hamburg, das der Frau Pauline Paulsen gehörte, großen Kriegsrath gehalten. Natürlich war daran, lediglich das Geschwisterpaar betheiligt. Denn den Dritten im Bunde zu solcher Berathung zuzuziehen, dazu waren augenblicklich die Aussichten nach keiner Seite hin angethan. Frau Pauline hatte es offenbar peinlich empfunden, als sie wider Erwarten bei der Abreise den Badenser geschniegelt und gebügelt wie immer auf dem Bahnhofe ihrer wartend fand. Ein zorniger Blick aus ihrem schönen Auge belehrte den Bruder über das Ungeeignete seiner Maßnahmen, wenn die Gegenwart des Dritten es auch verhinderte, daß sie sich direkt darüber

aussprach. Aber der Badenser erkannte es gut genug und versuchte mit aller Energie, über die er zu verfügen hatte, die verloren gegangene Position zurückzuerobern. Allein die Mittel, die er dazu wählte, waren keineswegs glückliche, sondern erhöhten nur ihre Verstimmung. Er heuchelte nämlich eine Gefühlswärme und eine Liebesergriffenheit, die seinem sonstigen Wesen keineswegs entsprach und deshalb nur zu sehr geeignet war, der jungen Frau nahe zu legen, daß es doch wohl noch andere Beweggründe sein müßten, die ihn hierzu veranlaßten, als das zur Schau getragene Verlangen nach dem Besitze ihrer Person. Also natürlich ihr Geld. Das aber war eine für Weil Verderben bringende Erkenntniß. Denn kein weibliches Wesen will um deswillen geliebt sein, was sie hat, sondern um ihrer selbst, um ihrer eigenen Person willen. So verblaßte der Eindruck, den das schöne Aeußere des Badensers ursprünglich gemacht hatte, mehr und mehr, obgleich er die Ursache davon selbst noch nicht erkannt hatte und deshalb in seinen verkehrten Bemühungen fortfuhr.

Kurt sah vielleicht schärfer, aber es fehlte auf der Fahrt an aller und jeder Gelegenheit, durch guten Rath und deutliche Aufklärung der Lage Wandel zu schaffen. Er mußte also damit warten, bis sie am Bestimmungsorte angekommen waren.

Aber als er vom Bahnhofe aus die Schwester nach einer Droschke gebracht und darnach Anstalten machte, Weil nach seinem Gasthofe zu begleiten, hinderte ihn Pauline daran, indem sie ihn aufforderte, ihr in ihre Wohnung zu folgen. Sie müsse sich nothwendiger Weise mit

ihm besprechen; sobald dies geschehen sei, werde sie ihn von seinen sonstigen Verpflichtungen nach keiner Seite hin abhalten.

Das war die Einleitung zu dem Kriegsrathe gewesen, den Beide jetzt abhielten.

„Ich kann mich der Ansicht nicht verschließen," sagte Kurt, „daß es besser gewesen wäre, wenn wir unsere Reise ruhig fortgesetzt hätten. Ich stelle die Möglichkeit nicht in Abrede, daß uns der Kapitän weiter verfolgt und auch eventuell wieder angetroffen haben könnte. Aber einem solchen Zusammentreffen können wir uns hier am wenigsten entziehen."

„Zugegeben," erwiederte Frau Pauline, „aber meine Gründe zur Rückreise habe ich Dir schon angegeben. Mein Mann sucht ein Zusammentreffen, und das zu verhindern ist auf die Dauer unmöglich. Du kannst nicht in Abrede stellen, daß Du es warst, der die ganze unglückselige Geschichte einleitete, und so magst Du es auch sein, der sie zu Ende führt. Ich halte noch immer an unseren ersten Verabredungen fest: meine Ehe mag sich trennen. Aber daß ich Dir es unumwunden eingestehe," fuhr sie erglühend fort, „ich schäme mich viel zu sehr vor meinem Manne, als daß ich ihm das selbst sagen könnte."

„Du sollst dieser Unannehmlichkeit überhoben sein, Pauline," versetzte Kurt, „ich werde die Angelegenheit in Ordnung bringen. Wir haben die Gewißheit, daß Paulsen nicht mit dem Zuge angekommen ist, den wir selbst benutzten; aus diesem Grunde ist mit aller Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß er vor morgen früh hier

nicht anlangen kann. Ich werde zur rechten Zeit da sein, während ich Dir überlassen muß, dafür zu sorgen, daß Du unsichtbar bleibst. Und nun noch Eins. Wirst Du Weil hier bei Dir empfangen?"

„Heute nicht und morgen nicht," entgegnete sie. „Laß mir Zeit, mich mit mir selbst abzufinden. Wenn das Uebrige gethan ist, mag es Zeit sein, mich auch nach der Seite hin zu entschließen." —

Sie hatten ganz richtig gerechnet: Kapitän Paulsen erschien am andern Morgen um zehn Uhr im Hause seiner Frau.

Er war einigermaßen erstaunt, als ihm das Mädchen auf sein Klingeln die Vorsaalthür öffnete und ihn mit einem sehr zierlichen Knix begrüßte.

„Der Herr Kapitän werden erwartet," sagte sie auf seine Frage nach seiner Frau. „Ich bitte einzutreten."

Er that es und befand sich im nächsten Augenblicke seinem Schwager gegenüber.

Die Begrüßung war von beiden Seiten eine sehr kühle. Es wußte eben Jeder ganz genau, welche freundlichen Gefühle ihm der Andere entgegenbrachte.

„Wo ist meine Frau?" war die erste Frage, die der Kapitän that.

„Setzen wir uns," erwiederte Kurt, indem er sich niederließ und den Kapitän mit einer Handbewegung einlud, ihm darin nachzufolgen. „Du siehst, wir verzichten darauf, Dir weiter auszuweichen, und kommen Dir mit aller Offenherzigkeit entgegen. Allein es wäre Thorheit, wenn wir zu unserer Besprechung Pauline zuziehen wollten.

Was ihr Wunsch ist, das ist Dir ja bekannt, und sie ist keinenfalls Willens, Dir denselben in's Gesicht zu wiederholen. Was sollte es auch für einen Zweck haben, eine unangenehme Scene zwischen zwei Ehegatten hervorzurufen, die sich trennen wollen?"

„Ist meine Frau hier?" fragte der Kapitän nochmals. „Du siehst, auch ich habe Geduld genug, Deine schwulstigen Reden anzuhören; auf der Beantwortung dieser Frage bestehe ich jedoch."

„Natürlich ist sie hier," entgegnete der Schwager, „und wenn Du wissen willst wo, so liegt auch durchaus kein Grund vor, Dir das zu verheimlichen. Sie hat sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen."

„Gut," versetzte Paulsen, „so werde ich den Versuch machen, zu ihr zu gelangen; denn sie will ich sprechen, nicht Dich."

„Ueberlege wohl, bevor Du handelst! Du erfuhrst von mir genau das, was Pauline mich beauftragt hat, Dir zu sagen. Unterlaß also jeden Versuch, zu ihr zu dringen; ich weiß bestimmt, daß Du keinen Zutritt zu ihr erlangen wirst."

„Ich will doch sehen, ob Jemand hier im Stande ist, einen Ehemann von einer Rücksprache mit seinem Weibe abzuhalten. Du sicher nicht, Bursche!"

Der Kapitän stand auf, eine drohende Falte hatte sich auf seiner Stirn zusammengezogen. Sein Auge irrte suchend von einer der im Zimmer befindlichen Thüren zu der andern, als ob er diejenige entdecken wolle, hinter welcher sich seine Frau eingeschlossen hatte.

Auf seinen Schwager aber brachte seine Bewegung nicht den mindesten Eindruck hervor. Er blieb ruhig sitzen und betrachtete kalten Auges den Mann, dem er mit seinen Worten bitter wehe that. Auch seine Stimme war vollkommen ruhig, als er sie nach einer kurzen Pause wieder erhob.

„Du begreifst, daß wir auf alle Möglichkeiten vorbereitet sein mußten," sagte er, „und daß wir entschlossen sind, nicht zu weichen. Was könntest Du durch eine Gewaltthat erzwingen? Die ruhige Aussprache, nach der Dich verlangt, findest Du dadurch gewiß nicht, und ein öffentliches Aufsehen zu erregen, kann doch nicht in Deinem Wunsche liegen."

Es schien, als ob diese Worte auf fruchtbaren Boden fielen. Der Kapitän setzte sich wieder, aber die Falte auf seiner Stirn blieb.

„Ueberlegtest Du wohl, Bursche, daß Deine klüglich ausgesonnenen Maßnahmen ganz dazu angethan sind, mich zu einer Gewaltthat zu treiben?" fragte er.

„Daß das nicht geschieht, dafür bürgen mir Deine Jahre," lautete die Antwort.

„Und ich verbürge mich mit meinem Worte, daß ich in diesem Augenblicke etwas zu thun sehr wohl im Stande wäre, was mich reuen könnte!"

„Nimm Deinen Verstand zu Hilfe, und Du wirst leicht einsehen, daß zu einer für beide Parteien günstigen Erledigung der Angelegenheit nichts Anderes übrig bleibt, als sich in vernünftiger Weise dem zu fügen, was wir begehren."

Es entstand eine ziemlich lange Pause. Die Appellation an seinen Verstand war offenbar nicht ohne Einfluß auf den Kapitän geblieben. Während des beiderseitigen Schweigens verschwanden nach und nach die Falten auf seiner Stirn, er wurde ruhiger, obgleich er sehr ernst blieb.

„Wenn Du meinst, daß das der beste Rath ist, den Du zu geben hast," sagte er endlich, „so laß mich auch wissen, in welcher Weise die Scheidung eingeleitet werden soll."

„Wir überlassen Dir dabei das Feld vollkommen," versetzte Kurt. „Gegenseitige Abneigung, die totale Verschiedenheit der Charaktere, die sich in der siebenjährigen Ehe immer mehr herausgestellt hat, ein Widerwille vor einem weiteren Zusammenleben, dem weder der eine noch der andere Theil sich zu entziehen vermag — kurz wähle, was Du willst, wir werden nicht widersprechen."

„Gut," gab Paulsen zur Antwort, „und was wird mit unserem Kinde?"

„Das soll Dir bleiben. Es ist auch selbstverständlich, daß dem Sohne meiner Schwester für den Fall, daß sie sich wieder verheirathen sollte, derjenige Theil ihres Vermögens sicher gestellt wird, auf welchen er einen gesetzlichen Anspruch hat."

„Ich sehe, ihr habt Alles so weit ausgeklügelt, daß ich eigentlich nichts weiter zu thun habe, als Ja und Amen zu sagen. Allein bevor ich das thue, will ich Dich um eine Gefälligkeit bitten. Ich erkenne an dieser ganzen Geschichte deutlich, wie groß der Einfluß ist, den Du auf Deine Schwester ausübst. Deshalb sollst Du auch mein

Vertreter sein. Sage ihr, daß Alles vergessen und vergeben sein soll, wenn sie zu mir zurückkehrt und die unglückliche Idee aufgibt, sich von mir zu trennen. Sie soll wiederum mein liebes Weib sein, das ich in Ehren halten will, so wie immer."

Er hatte bei seinen letzten Worten seine Stimme erhoben, weil er glaubte, Pauline sei die versteckte Zuhörerin ihres Gespräches, und könne als solche den Ton seiner Stimme vernehmen, die wahrhaft verzeihend und zärtlich klang. Aber das ironische Zucken um die Mundwinkel seines Gegenüber belehrte ihn, daß er mit dieser Annahme zweifellos irre. So fuhr er fort: „Willst Du mir das besorgen?"

„Gern," versetzte der Andere, „obgleich ich Dir im Voraus sagen kann, daß es erfolglos sein wird."

„Thue es trotzdem," entgegnete der Kapitän, „es soll mein letzter Versuch sein. Allein ich werde wohl kaum anzudeuten brauchen, daß es mich nicht gelüstet, in diesem Hause einen zweiten Besuch zu machen. Wo willst Du mir Antwort sagen und hierauf meine Entscheidung vernehmen?"

„Wo es Dir beliebt, Johann."

„Also heute Abend um neun Uhr im Alsterpavillon."

„Ganz wohl, ich werde pünktlich dort sein."

Der Kapitän nickte mit dem Kopf und ging.

Er schritt schnell die Admiralitätsstraße hinunter, bis sein Weg in den Jungfernstieg einmündete. Dort wurde sein Schritt allmählig langsamer, und er begann ganz in der Art und Weise, die ein Mann anwendet, der weiter nichts zu thun hat, als seinen Leib zu pflegen, einen

Spaziergang um das Alsterbassin zu machen. Das ist eine sehr angenehme Promenade, ja vielleicht die schönste, die Norddeutschland zu bieten hat. Die herrlichen, schattigen Alleen rings um die Binnenalster herum, der große, ruhige Wasserspiegel, belebt von einer Menge der verschiedenartigsten Fahrzeuge, der Jungfernstieg mit seinem großstädtischen Verkehr, Alles das sind Dinge, die das Auge fesseln und den Spaziergänger unterhalten.

Aber diese Reize waren heute für Paulsen vollkommen verloren. Tiefsinnig, den Kopf ein wenig nach vorn überhängend, schritt er vorwärts, unbekümmert um das, was vor und hinter ihm geschah und was seinen Weg kreuzte. Er war offenbar in schweren und tiefen Gedanken. Und sein Gedankengang hing lediglich mit den eben durchlebten Vorgängen zusammen, denn er sagte sich: „Der Junge soll nicht umsonst an meinen Verstand appellirt haben, er soll ihn zu kosten bekommen. Soviel steht fest: so lange der Bengel vor meiner Frau Zimmerthür liegt, komme ich nicht ohne Gewalt hinein. Aber Gewalt soll es nicht sein, das verschärft nur den Zwiespalt. Also gilt es etwas Anderes auszuklügeln, aber was?"

Ueber diese letzte Frage kam er mit sich nicht in's Reine, obgleich er seinen Spaziergang fast eine Stunde lang fortsetzte.

Als er aber darnach wieder auf den Jungfernstieg einbog und am Hotel de l'Europe vorbeischritt, kam ihm aus der Halle desselben ein junger Mann entgegen, dessen Erscheinen das Gesicht des Kapitäns sogleich im Ausdruck der Freude erglänzen ließ.

„Sieh da, Rübke, mein Junge!“ rief er. „Wie steht's, wie geht's, und woher und wohin? Sah' Dich schier eine halbe Ewigkeit nicht. Aber wo man Dir auch begegnet, Du bist immer so blank wie eine neu getakelte Fregatte.“

Der Andere lachte und schlug laut und kräftig in die ihm dargebotene Hand. Es war ein hübscher, wohlgebildeter junger Mann zu Anfang der dreißiger Jahre, Kapitän eines der großen schönen, zwischen Hamburg und Helgoland laufenden Personendampfer.

„Aber Du, Johann,“ erwiederte er, „wie geht es Dir? Ich sah Dich da eben am Alsterbassin Grillen fangen, wie mir vorgekommen ist. Wo hat Dich der Satan angefaßt?“

„Das wird sich gleich zeigen, mein Junge. Komm einmal mit!“ Und damit schob Paulsen seinen Arm unter den seines jüngeren Gefährten und führte denselben nach dem nächsten Frühstückskeller, deren es in der dortigen Gegend mehrere gibt. Sie stiegen die Treppe hinunter, ließen sich unten ein gutes Frühstück vorsetzen, und tranken eine Flasche Wein dazu. Gesprochen wurde dabei wenig.

Als sie bei der zweiten Flasche angekommen waren, fragte Paulsen plötzlich ohne alle weitere Einleitung: „Wann fährst Du, mein Junge?“

„Morgen früh um fünf Uhr, Johann,“ kam es zurück. „Willst Du in's Seebad?“

„Nein, das gerade nicht,“ versetzte unser Kapitän. Und dann bog er sich zu dem Ohr des an seiner Seite Sitzenden hinüber und begann im Flüstertone eine ziemlich

lange Geschichte zu erzählen, von der der aufwartende Kellner aller Bemühungen ungeachtet auch nicht ein einziges Wort zu verstehen vermochte. Und doch mußte die Geschichte des Kapitäns von einem keineswegs geringen Interesse sein, denn wenn er zeitweilig innehielt im Erzählen, so sahen sich die beiden Herren mit komischen Gesichtern an und lachten. Und als er zu Ende gekommen war, da lachten sie noch viel mehr.

„Topp, Bruderherz, ich thu's!" rief Rübke, sich die Seiten haltend. „Sie sollen mit ihren hinterlistigen Streichen einem braven Manne gegenüber nicht aufkommen, soweit es an mir liegt. Soll ich eine oder gleich zwei Karten besorgen?"

„Zwei sind besser, denn der Andere hat möglicher Weise die Unverschämtheit, wirklich mitzukommen."

„Schon gut. Um neun Uhr also?"

„Eine halbe Stunde früher oder später gilt gleich."

— — — — — — — — — — — —

Der Abendwind strich kühl von Nordwesten herunter und brachte eine ganze Wolke voll Seeluft mit. Das erquickte unseren Kapitän sichtlich, als er Abends um neun Uhr wieder auf den Jungfernstieg einbog und dem Alsterpavillon zuschritt.

Er war der Erste am Platze, von den beiden Anderen, mit denen er das Stelldichein hier verabredet hatte, war noch keiner erschienen. Er überzeugte sich davon, indem er einmal den Pavillon selbst durchschritt, in welchem sich vielleicht des kühleren Abends wegen der größte Theil der anwesenden Gäste niedergelassen hatte. Dann aber

kehrte er nach der Außenseite desselben zurück, wählte sich unter dem Zeltdache in einer Ecke einen Tisch aus, an dem bequem vier Personen Platz hatten, und setzte sich dort unter den ringsum prächtig blühenden Oleandern so nieder, daß er jeden Ankommenden im Auge behalten konnte.

Er wartete übrigens kaum ein Viertelstündchen, bis Rübke erschien. Sie schüttelten sich die Hände, und als der Neuangekommene seinen Platz eingenommen hatte, zog er aus seiner Brusttasche zwei Kärtchen, welche Paulsen mit auffallender Befriedigung betrachtete und zu sich steckte, nachdem er die eine wie die andere gelesen.

„Hab' ich's recht gemacht?" fragte Rübke.

„Vollkommen, mein Junge! Es bleibt dabei, ich trage das Risiko wie die Folgen. Wenn es morgen Vormittag zu Unannehmlichkeiten kommen sollte, so hast Du nur den Auftrag eines Dritten ausgeführt, der für Alles einstehen wird. Dir kann man nichts vorwerfen."

„Schon gut, ich fürchte mich nicht, Johann," versetzte Rübke. „Wenn sie klug sind, werden sie ohnehin vorziehen, zu schweigen."

„Still. Da kommen sie!"

Paulsen erhob sich und ging seinem Schwager entgegen, in dessen Begleitung sich Weil befand.

Kurt besorgte die Vorstellung, der Kapitän lud die Herren ein, an seinem Tische Platz zu nehmen, und vermittelte dort die Bekanntschaft mit Rübke. Dann rief er nach Wein. Aber bevor der Kellner damit ankam, zog er seinen Schwager ein wenig bei Seite.

„Besorgtest Du mir, um was ich Dich bat?“ fragte er.

„Gewiß, aber zu meinem lebhaften Bedauern leider ohne jeden Erfolg.“

„Ich mußte nach Deinen Andeutungen von heute Morgen darauf vorbereitet sein. Sei es d'rum. Höre nun meinen Entschluß. Ich werde morgen mich mit einem Rechtsanwalte berathen, zu dem ich unbedingtes Zutrauen habe, zumal ich ihn seit Jahren kenne. Das Weitere bleibt einer Mittheilung vorbehalten, die ich Dir morgen durch ihn selbst werde zugehen lassen. Ich halte jedoch an Deinem Versprechen fest, daß ihr mir keine Winkelzüge macht, sondern die Sache sich nunmehr abwickeln laßt, wie sie soll.“

„Das gilt!“

„So sind wir einig. Und nun komm. Laß uns in Frieden eine Flasche Wein mit einander trinken.“

Sie kehrten zu dem gemeinschaftlichen Tische zurück. Dort war im Anfang der Verkehr zwischen den vier Männern etwas einsilbig und steif. Aber er belebte sich rasch. Das Hauptverdienst daran trug unzweifelhaft Rübke. Er war ein gebildeter und vielgereister Mann, der über ein ganz vortreffliches Mundwerk verfügte. Er begann von seinen Abenteuern zu Wasser und zu Lande zu erzählen, und da er jedem Dinge eine humoristische Seite abzugewinnen verstand, so hörte man ihm gern zu. So kam die Unterhaltung immer mehr und mehr in Fluß und wurde nach und nach eine sehr lebhafte.

Gegen elf Uhr, als schon allgemeine Heiterkeit herrschte, wandte Paulsen sich plötzlich an seinen Schwager und

fragte, ob er nicht meine, daß es gerathen sei, bei der Kühle des Abends lieber eine Bowle zu brauen.

„Natürlich, ganz damit einverstanden!“

Um zwölf Uhr waren die Augen Kurt's und Weil's gläsern und sie sahen nicht mehr recht, was um sie vorging. Es gelang dem Kapitän daher ohne Schwierigkeit, eine ganze Flasche Cognac in den Rest der Bowle zu schütten, die denn auch ihre Wirkung that. Bald darauf waren die Beiden auf ihren Stühlen fest eingeschlafen, während die beiden Seeleute noch ganz nüchtern schienen.

„Sie sind fertig zum Verladen!“ sagte Paulsen schmunzelnd.

Und sie waren es derartig, daß sie nicht mehr die geringste Ahnung davon hatten, was um sie und mit ihnen vorging.

Nun schickte Paulsen den Kellner nach einer Droschke. Und als das Gefährt ankam, trugen die beiden Kapitäne die Zechgenossen, nachdem Paulsen Jedem eine von den Fahrkarten in die Brusttasche gesteckt, in den Wagen. Rübke stieg zu ihnen.

„Brauchst Du mich weiter, mein Junge?“ fragte Paulsen.

„Nein, Johann. Die Beiden sind besorgt und aufgehoben. Verlaß Dich auf mich.“

„Gute Nacht, mein Junge, und glückliche Fahrt!“

5.

Eine enge Kabine war's und in ihr zwei besetzte Kojen über einander.

Die Sonne des Vormittags schaut durch das dicke Glas des runden Fensters. Man hört das Stoßen der

Maschine schon seit Stunden, das Schiff schaukelt auf dem breiter und breiter werdenden Spiegel der Elbmündung.

Da — endlich ein Dehnen im oberen Bette.

„Mein Kopf — mein armer Kopf! Ich werde verrückt!"

Und fünf Minuten später dieselbe Klage von der unteren Lagerstätte her, nur in den allerschönsten und allerneuesten Wendungen.

Und dann fragt es von oben: „Weil, bist Du da?"

„Ich bin's, aber sprich nicht mit mir; mir ist's furchtbar elend."

„Nicht um ein halbes Gran schlechter als mir; mir zerspringt der Kopf."

Und nun eine große Pause.

„Aber wo sind wir denn eigentlich?" fragt Kurt endlich, sich die Augen reibend und den Kopf über den Bettrand vorstreckend. „Hat uns der Alte auf sein Schiff geschleppt? Denn das ist eine Kabine."

„Ja, was ist das für ein sonderbares Rollen und Stoßen?" fragt Weil dagegen. „Oder hämmert es nur in meinem Kopf so?"

Das macht den Anderen ganz munter, der jetzt in dem Geräusche sogleich die arbeitende Dampfmaschine erkennt.

„Wir sind in voller Fahrt!" schreit er, mit beiden Beinen gleichzeitig aus dem Bette springend und hierdurch etwas unsanft aus der Höhe auf die Diele gleitend. „Hölle und Teufel! Wer hat uns diesen Streich gespielt!"

Und er reißt mit Macht an dem Klingelzug, der den Aufwärter herbeiruft.

„Wie sind wir hierher gekommen und wo sind wir eigentlich?“ fährt er den rasch Erscheinenden an.

„Die Herren sind spät in der Nacht an Bord gekommen,“ gibt dieser höflich zurück, „und sogleich zu Bett gegangen. Sie befinden sich auf dem Dampfer ‚Juno‘ der Hamburg-Helgolander Linie.“

„Wo ist der Kapitän? Er soll sofort herkommen!“

Der Steward lächelt ein klein wenig über dieses Verlangen, aber erwiedert ganz artig: „Der Kapitän erscheint nicht in den Kabinen der Herren Passagiere. Wenn Sie ihn sprechen wollen, müssen Sie die Güte haben, sich zu ihm zu bemühen. Ich werde Sie anmelden.“

Der Steward verschwindet.

Während sich Weil nach dieser kleinen Scene stöhnend im Bette umdreht und den Versuch macht, wieder einzuschlafen, fährt Kurt nach dem Waschgeschirr und taucht dreimal den Kopf in das kühle Wasser, bevor er nach seinen Kleidern greift.

Dann wankt er, beide Hände an den noch furchtbar schmerzenden Kopf gedrückt, zur Kabine hinaus.

Vor der Kapitänskajüte muß er einen Augenblick warten, bis der Steward ihn anmeldet. Und nun ist er drin.

„Herr Kapitän,“ ruft er in höchster Entrüstung, „ich komme —“

Und dann schweigt er. Er erkennt Rübke.

„Guten Morgen, mein verehrter Herr Meyer,“ sagt Rübke artig. „Sie kommen, um eine Beschwerde anzubringen, wie ich höre? Hoffentlich sind Ihnen die Betten nicht zu hart gewesen auf meinem Schiffe!“

„Nein," erwiedert Kurt, den die Kälte des Anderen etwas zu sich bringt, „ein unerhörter Streich ist mir gespielt worden. Ich bin wider meinen Willen auf Ihrem Schiffe, wer hat mich hierher gebracht?"

„Das bedaure ich lebhaft," antwortet Rübke. „Sonst ist die Angelegenheit ganz in Ordnung. Gestern Abend sagte mir Ihr Schwager, daß Sie die Absicht hätten, an diesem Vormittag Ihrer Frau Mutter in Cuxhaven einen Besuch abzustatten. Er bat mich dann, Sie gleich nach unserer schweren Sitzung mit an Bord zu nehmen. Wenn ich Ihnen dazu behilflich gewesen bin, die frühe Stunde der Abfahrt nicht zu versäumen, so werden Sie mir das bei Ihrem Zustande —" hier streifte ein stark ironischer Blick den jungen Mann — „sicherlich nicht als etwas Unrechtes, sondern nur als eine freundschaftliche Gefälligkeit anrechnen."

„So bin ich Ihr Gefangener bis Cuxhaven?"

„Sie gebrauchen einen durchaus unrichtigen Ausdruck; wir werden in aller Freundschaft mit einander bis Cuxhaven fahren. Denn Ihnen als Hamburger ist doch unzweifelhaft bekannt, daß unsere Dampfer sonst unterwegs nirgends anlegen."

— — — — — — — — — — — —

Am selben Vormittage ging der Kapitän Johann Paulsen die Admiralitätsstraße hinunter und bog, wie am Tage vorher, in das Haus ein, das seine Frau geerbt hatte.

Die erste Person, der er im Hausflur begegnete, war das Kammermädchen seiner Frau. Er hielt sie an.

„Halt, Wetterhexe," sagte er, „kehr' um und schließe mir die Vorsaalthür auf. Ich will meine Frau besuchen."

„Gott sei Dank, daß Sie kommen, Herr Kapitän," entgegnete das Mädchen. „Die Frau ist in so großer Sorge, weil der junge Herr gestern Abend fortgegangen ist und bis zu dieser Stunde sich nicht wieder hat sehen lassen. Und da er gesagt hat, er ginge zu Ihnen —"

„So nimmst Du an, ich hätte ihn gefressen," ergänzte Paulsen ihre stockende Rede. „Aber er war mir zu trocken und deshalb habe ich ihn ungekostet gelassen. Also hinauf!"

Er ging durch den Vorsaal ohne Weiteres auf die Thür des Zimmers zu, in dem er gestern empfangen worden war. Und als er die Thür öffnete, sah er seine Frau drin am Tisch vor dem Frühstücksgeschirr sitzen.

Sie stieß einen Schrei aus und sprang auf, als ob sie ihm entfliehen wollte.

So blieb er denn an der Thür stehen, die er hinter sich schloß.

Und als er sah, daß sie in ihrer Flucht innehielt und nur ihre kleinen Hände vor ihr feuerrothes Gesicht legte, als ob sie sich dahinter verstecken könnte, da ging er abermals einen Schritt vorwärts und sagte: „Aber Pauline —"

Und nun begann sie herzbrechend zu weinen. Das war aber etwas, was unser Kapitän nicht vertragen konnte; weinenden Frauen gegenüber wurde er immer weich.

Und deshalb ging er abermals einen Schritt vorwärts und sagte noch einmal: „Aber Pauline —"

Und da sie ihm jetzt einen Schritt entgegen kam, so

durchmaß er rasch die kurze Entfernung, die sie noch trennte, und hielt mit einem Male sein Weib wieder in seinen Armen, an seiner Brust. Und nun brachte er auch, wenngleich nach einer ziemlich langen Pause, seinen schon zweimal angefangenen Redesatz fertig: „Aber Pauline, solche Dummheiten nach sieben langen Jahren voller Glück!"

„Ach, wenn Du wüßtest, Johann," erwiederte sie, „wie ich mich vor Dir schäme!" Sie erhob den Kopf nicht von seiner Brust. „Ich bin ein schlechtes Weib und Du wirst mich verachten, denn verzeihen kannst Du das niemals, was geschehen ist."

„Was Du nur sprichst!" entgegnete er. „Bin ich Dir denn ein so harter Mann gewesen, daß Du auf mein gutes Herz kein Vertrauen mehr setzest?"

„Ach Gott, Johann, Niemand weiß besser als ich, wie gut Du bist. Aber das dumme Geld und die Eitelkeit und meine Verwandten brachten es doch fertig, daß ich mir einbildete, ich könnte Dich vergessen und den Jungen."

„Das ist das Band, das uns unlöslich zusammenbindet," versetzte er ernst, „das Kind, das uns gemeinsam gehört. Du fehltest, aber weil Du das selbst erkannt hast, so ist auch der Fehler gebüßt. Und ich bin der Mann, der seine kleine Frau festhält und niemals verloren gehen läßt. Du bist mein und sollst mein bleiben."

Und er hob ihren Kopf in die Höhe und sie schlang ihre Arme um seinen Hals und dann küßten sie sich herzhaft und herzlich, wie das ein paar Eheleute, die sich lieb haben, thun.

Und damit war der Friede geschlossen. — —

Am Mittage fuhren die wiedervereinigten Eheleute hinaus nach Cuxhaven, um ihr kleines Heim draußen am Meere zu erreichen. Denn den Kapitän litt es nicht in dem vornehmen Hause in der Stadt. Er brauchte mehr Licht und mehr Luft und namentlich jetzt, wo er sein entlaufenes Glück wieder eingefangen hatte. Und vor Allem gehörte der Junge dazu, dann erst konnte man es als vollständig betrachten.

Um zehn Uhr früh fuhren sie ab. Und sie saßen neben einander im Morgensonnenschein auf dem Achterdeck des kleinen Dampfers auf zwei unbequemen Sesseln, die sie ganz nahe aneinander gerückt hatten.

Und wenn einer von den Matrosen vorbeiging und einen verstohlenen, neugierigen Blick auf das zärtliche Paar warf, dann sagte wohl der Kapitän: „Kiek, min Jung', gefallt se Dir?"

Und dann lachten sie Alle, der Angeredete, der Sprecher und auch die Frau.

Johann erzählte seiner Frau unterwegs, wen sie in Cuxhaven anzutreffen Aussicht hätten, und wie es zugegangen, daß Jene dorthin gekommen. Es muß noch erwähnt werden, daß er sich auf seine Erfindung nicht wenig zu gut that, und daß ihm seine Frau darum nicht böse war.

Es war am frühen Nachmittag, als sie in Cuxhaven anlangten. Ohne Weiteres gingen sie mit einander Arm in Arm hinaus in die Vorstadt, wo die Mutter wohnte, denn für die wieder vereinigten Eheleute war jetzt das Wichtigste das Kind.

Sie trafen das ganze Nest zusammen, die Schwiegermutter, Kurt und den schönen Badenser, den süßen Weil.

Sie überraschten mit ihrem Erscheinen nicht; Kurt war weltklug genug gewesen, um sich zusammenreimen zu können, aus welchen Gründen ihm der Schwager zu seiner unfreiwilligen Reise verholfen hatte, und daß Jenem, nachdem ihm solches gelungen, unüberwindliche Hindernisse für eine Versöhnung mit seiner Frau nicht entgegenstehen würden.

Pauline lief auf ihren Jungen zu, der sich an ihren Hals hing.

Aber der Kapitän betrachtete sich die Anwesenden und sagte: „Ich hätte mich noch mehr gefreut, wenn ihr euch noch mehr gewundert hättet. Wir sind wieder zusammengeschweißt, eurer saubern Plänchen ungeachtet; dient es für euch zu weiter nichts, so doch zur Warnung; denn wenn mir noch einmal Einer von euch in die Quere kommt, so soll er weit deutlicher als diesmal empfinden, daß in dieser Beziehung nicht mit mir zu spaßen ist. Und damit Gott befohlen."

Die Eheleute gingen mit ihrem Kinde hinaus zu ihrem kleinen Landhause. Und als der Kapitän den Schlüssel in's Schloß steckte und die Gartenthür aufschloß, da sagte er: „Gerade sechs Tage später, als es eigentlich sein sollte! Nun, ich hab' wenigstens jetzt auch 'mal 'ne Landfahrt gemacht!"

Die Oranier.

Aus der Geschichte eines deutschen Fürstenhauses.

Von

Max Voß.

(Nachdruck verboten.)

Mit dem anscheinend nahe bevorstehenden Hinscheiden des Königs Wilhelm III. von Holland erlischt in ihrem Mannesstamm die Linie des Hauses Nassau-Oranien, welche seit mehr als drei Jahrhunderten in den Niederlanden ihre Heimath und ihren Ruhm und ihr Emporkommen bis zu königlichem Rang gefunden hat.

Uralt ist dies Geschlecht deutscher Abkunft; denn als Stammvater desselben gilt ein Graf Otto von Laurenburg, welcher im 13. Jahrhundert lebte. Die Grafen von Laurenburg hatten sich schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts nach dem neuerbauten Schlosse Nassau genannt, und die nach dem eben Erwähnten sogenannte Ottonische Linie fügte später, nachdem sie das kleine souveräne Fürstenthum Orange oder Oranien im südlichen Frankreich geerbt hatte, noch den Namen Oranien hinzu und nannte sich Prinzen von Oranien. Ein Adolph von Nassau wurde 1292 zum deutschen Kaiser erwählt; Grafen von Nassau holten reichlich sich Ehren als tapfere Kriegs-

herren unter kaiserlichem Banner; der erste Graf von Nassau, der den Titel Prinz von Oranien führte, war Wilhelm, der Liebling und in politischen Künsten der besondere Schüler Kaiser Karl's V. Ihm allein war es erlaubt, immer, auch bei geheimen Audienzen, um den mächtigen Monarchen zu sein; ihm übertrug derselbe, als er 1556 seine Regierung niederlegte, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand von Oesterreich die deutsche Kaiserkrone zu überbringen, und außerdem war der erst 23jährige Prinz an die Spitze der kaiserlichen Truppen in den Niederlanden gestellt und ihm damit Gelegenheit gegeben worden, seine junge Stirn mit dem Lorbeer des siegreichen Feldherrn über französische Heere zu bekränzen.

Dieser auf Schloß Dillenburg in der nassauischen Heimath 1533 geborene Graf Wilhelm, Prinz von Oranien, besaß auch große Güter in den niederländischen Provinzen, und darum galt er dort nicht als ein Fremder. In seiner hohen Stellung, die ihm von König Philipp II. von Spanien, Karl's V. Nachfolger, übertragen wurde — als Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland — erwarb er sich in seltenem Maße die Gunst des niederländischen Volkes, auf die er sich außerdem durch seine kriegerischen Thaten ein Anrecht redlich erworben hatte. Er war voller Duldsamkeit gegen die niederländischen freiheitlichen Bestrebungen, was ihn freilich mit dem finsteren, fanatischen Despotismus Philipp's II. immer mehr in Gegensatz brachte. Als dann der Herzog Alba nach den Niederlanden geschickt wurde, um mehr im

Sinne Philipp's vorzugehen, sah der Prinz klug voraus, welch' grausame Henkerwirthschaft damit beginnen würde, und legte seine Aemter nieder. Aber trotzdem durfte er sich nicht sicher vor spanischer Tücke wähnen. Längst mißtraute ihm und haßte ihn der König. Auch blieb, nachdem zuerst seine Freunde Graf Egmont und Graf Hoorn verhaftet worden waren, seine Aechtung als Majestätsverbrecher nicht aus.

Der Prinz hatte sich indessen rechtzeitig nach seinem nassauischen Lande begeben und trat von da aus mit den Geusen, wie sich die vielen landflüchtigen niederländischen Patrioten nannten, in Verbindung. Sie riefen die Städte zum Aufstand, die Bürger zur Vertheidigung gegen das spanische Joch und die Blutgerichte Alba's auf. Mit seinen Brüdern unterstützte der Prinz die Erhebung; mit einem selbstgeworbenen Heere suchte er Alba's Eroberungen im Lande Einhalt zu thun. Die Aufständischen in Holland und Seeland beriefen ihn als ihren Führer, und zu Lande wie zur See bezeigte Oranien nun seinen Eifer für die Sache der niederländischen Unabhängigkeit.

In wachsender Ausdehnung wüthete seit 1568 der Bürgerkrieg, und die entsetzlichen Blutthaten der Spanier hielten das unglückliche Land in Schrecken. Wer konnte, entfloh vor Feuer und Henkerschwert. Immer zahlreicher wurde das Streitvolk der Geusen, und trotz aller militärischen Ueberlegenheit wankte doch mehr und mehr die spanische Macht im Lande. Einen Platz nach dem andern in den Nordprovinzen sicherte sich der überall rührige Prinz. Auch das wichtige Leyden wußte er 1572 aus

der spanischen Umklammerung zu retten, eben als die Noth der ausgehungerten Stadt am höchsten war. Prinz Wilhelm hatte eine Floßflotte in Delft bauen und mit Geusen stark bemannen lassen. Auf des Prinzen Rath ließen die Belagerten die Maas- und Yssseldeiche durchstechen, wodurch alles Land drei Fuß hoch unter Wasser gesetzt wurde. Die Spanier suchten sich davor auf ihre Schanzen zu retten; die Floßflotte griff sie dort an, und die Spanier sahen schließlich ihr Heil nur in der Flucht. Massenhaft ertranken sie in der endlosen Wassermasse oder wurden darin von den Geusen mit Harpunen erschlagen und erstochen.

Eines so gefährlichen Feindes, der nun schon seit sechzehn Jahren mit dem kleinen Volk seiner Geusen Spaniens stolze Heere und Flotten immer erfolgreicher bekämpfte, wollte Philipp II. sich unter allen Umständen entledigen. Der Prinz von Oranien stand als Statthalter und Generalkapitän an der Spitze der von Spanien abgefallenen niederländischen Provinzen, die sich bereits als eigener Staat proklamirt und gefestigt hatten. Zwanzigtausend Goldkronen setzte deshalb der spanische König als Preis auf den Kopf dieses grimmig gehaßten Gegners. Und nicht vergebens war dieser Aufruf erlassen worden; mehr als einmal schlichen Elende sich an den Prinzen heran, um ihn zu tödten. Einem fanatischen Burgunder gelang es endlich am 10. Juli 1584, als Wilhelm im Schlosse zu Delft sich von der Tafel erhoben hatte. Ein Pistolenschuß streckte ihn zu Boden. Mit den Worten: „Mein Gott, hab' Erbarmen mit mir und Deinem armen Volke!“ hauchte er sein Leben aus.

Als erster deutscher Oranier begründete er die niederländische Unabhängigkeit mit einem Ruhm, der die Jahrhunderte hindurch sich strahlend erhalten und seinem Geschlechte reiche Zinsen getragen hat.

Die Dankbarkeit des holländischen und seeländischen Volkes betraute daher auch nach dem Tode seines Befreiers den Sohn desselben mit der Statthalterschaft. Es war Moritz, Prinz von Oranien und Graf von Nassau, ein Jüngling von erst 18 Jahren. Aber er war durch Talent und Ehrgeiz der rechte Mann, das Werk seines Vaters zu Ende zu führen. Vor Allem im Kriege gegen die Spanier. Sein Feldherrngenie ersetzte, was ihm an äußeren Machtmitteln gebrach. In wenigen Jahren eroberte er Geldern, Oberyssel, Friesland und Groningen. Zum Lohn erhielt er den Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen und auch die Statthalterschaft von Geldern und Oberyssel. Mit eisernem Besen fegte er die spanischen Truppen, die mehr und mehr verwildert waren, weiter zum Lande hinaus, und im Jahre 1609 mußte Spanien wohl oder übel sich herbeilassen, einen Waffenstillstand mit den verhaßten Rebellen zu schließen, und damit ihre Siege wie ihre staatliche Selbstständigkeit anerkennen. Es war dies das Werk des zweiten Oraniers, und kein Wunder, daß wie dem Vater, so die allgemeine Liebe und Achtung des Volkes auch ihm zu Theil wurde. Die gleiche Würde eines Statthalters aller Provinzen übertrugen ihm die gewählten Generalstaaten (Abgeordneten), welche nach der republikanischen Verfassung die souveräne Macht ausübten,

während der Statthalter wesentlich die Verwaltung des Kriegswesens führte, sowie Befehlshaber der Land- und Seemacht war.

Der feurige Ehrgeiz des Prinzen Moritz ging aber weiter und hatte sich die ganze oberste Gewalt im Lande, wenn nicht die Einsetzung seiner Dynastie zum Ziel gesetzt. Am meisten im Wege stand ihm hierbei der große Einfluß des Mannes, welcher neben ihm durch staatsmännische Klugheit und patriotische Hingabe die höchsten Verdienste für die Befreiung und Machterhebung seines Vaterlandes besaß: der alte Rathspensionär oder Minister von Holland Johann v. Oldenbarneveld. Moritz haßte diesen Vertreter des Rechts und der Gesetze, und spähte nach einer Gelegenheit, sich seiner zu entledigen. Nicht durch feigen Mord etwa, wie er an seinem Vater verübt worden war, wohl aber durch einen so tückischen Gewaltstreich, wie ihn Alba einst gegen Graf Egmont geführt hatte. Am 28. August 1618 wagte er es. Als der Rathspensionär sich am Morgen in die Sitzung der Generalstaaten begab, wurde er in ein Seitenzimmer gerufen, unter dem Vorwande, daß ihn der Prinz zu sprechen wünsche. Den Eingetretenen verhaftete die Leibwache des Statthalters. Dasselbe Schicksal traf Oldenbarneveld's Freunde und Gesinnungsgenossen de Groot und Hogerbeets, die Rathspensionäre von Rotterdam und Leyden. Es war ein Staatsstreich, und die Gährung im Holländischen darüber wurde für Oranien bedenklich. Aber er hatte die Soldatenmacht und benutzte sie für seine selbstsüchtigen Zwecke. Wo sich Widerstand zeigte, brach er ihn mit Gewalt. Olden-

barneveld sollte ein Landesverräther sein, weil er das Recht der Staaten gegen die herrschsüchtige Politik des Statthalters vertreten hatte. Daraufhin wurde ihm der Prozeß gemacht, und eine Kommission, die der Prinz zumeist aus Feinden des greisen Staatsmannes zusammengesetzt, verurtheilte denselben wirklich zum Tode, während seine Freunde lebenslängliches Gefängniß erhielten.

Der blanke Schild der Oranier erhielt damit einen unauslöschlichen Flecken; ihre Verdienste um das niederländische Volk erhielten ihr Gegengewicht in der Blutthat des Prinzen Moritz um seiner Herrschsucht willen. Ehe er jedoch die Früchte derselben pflücken konnte und aus den von ihm beherrschten Niederlanden machen konnte, was sein Ehrgeiz erstrebte, starb er im Jahre 1625.

Aber es gab nun eine oranische Partei im Lande gegenüber der altholländischen, eine dynastisch gesinnte gegen die aristokratisch-republikanische, deren ehrwürdiges Haupt unter dem Henkerbeil hatte fallen müssen.

Jedoch immer noch übte der Name Oranien seinen Zauber. So beriefen die Generalstaaten denn den Bruder des Prinzen Moritz, Friedrich Heinrich, zur Nachfolge in der Statthalterwürde. Klug, wenn auch nicht minder ehrgeizig, verfolgte der Neugewählte nicht die Politik seines Vorgängers, gewaltsam zur Dynastie in den Niederlanden zu gelangen. Er strebte diesem allerdings schon nahen Ziele vielmehr bedächtig und staatsmännisch zu, indem er seine Partei im Lande kräftigte und ihr die einflußreichen Aemter öffnete. So erreichte er für die eingeschlagene Hauspolitik, daß er seinem einzigen Sohn Wil-

helm noch vor seinem Tode die Nachfolge auf dem Posten des Statthalters von den ihm ergebenen Generalstaaten zusichern ließ. Es gab noch keine Krone der Niederlande, aber schon eine erbliche Statthalterwürde.

Wilhelm II. wurde Statthalter im Jahre 1647 als ein Jüngling von 21 Jahren. Eine feurige, kühne und leidenschaftliche Natur, wie die seine, hätte unter den fortdauernden Kriegswirren sich nicht lange besonnen, den letzten Schluß seiner Politik zu ziehen und sich die begehrte Krone aufzusetzen. Er spielte dazu schon die Karten aus, und als Soldatenmachthaber wollte er auch der Herr über die Stände sein, über die Generalstaaten. Was sein Oheim Moritz begonnen, nahm er mit ähnlicher Gewaltthätigkeit auf, und er ging ebenfalls bis zum politischen Verbrechen, wie Jener. Er ließ sechs Mitglieder der holländischen Stände im Haag verhaften und nach Löwestein abführen. Gegen das ihm in der Militärfrage (er wollte das Heer nach dem Frieden nicht verringern) trotzende Amsterdam rückte er mit Waffenmacht an. Indessen setzten ihm die Amsterdamer die Wasserüberschwemmung entgegen, wie einst der erste Wilhelm den Spaniern bei Leyden, und er mußte wieder umkehren, auch sich dann fügen, daß nicht er, sondern die allgemeine Landesversammlung das Recht über die Verabschiedung und Vermehrung der Truppen habe. Darüber starb er, nachdem er erst drei Jahre die Regierung geführt hatte. Schon damals schien es, als wolle das Haus Nassau-Oranien erlöschen. Man wußte zwar, daß die Gemahlin des Verstorbenen ihrer Entbindung entgegensah, aber

wenn sie eine Tochter gebar, so starb der Mannesstamm der Oranier aus.

Indessen sollte dieses Ereigniß damals noch nicht eintreten; dem Mannesstamm der Oranier war noch eine hohe Blüthe beschieden bis auf unsere Zeit.

Acht Tage nach dem Tode Wilhelm's II. gebar nämlich seine Gemahlin einen Knaben. Der Fortbestand des Hauses Oranien war also gesichert, nur stand der junge Prinz vorläufig dem überlieferten Amt seiner Väter so fern, daß die Niederländer, besonders die republikanischer gesinnten Holländer, die Gelegenheit schleunigst wahrnahmen, auf einer allgemeinen Versammlung den Beschluß zu erwirken, daß in Zukunft kein Statthalter mehr gewählt werde.

Von 1650 bis 1672 gab es denn auch in der That keinen Statthalter der niederländischen Republik. Der junge Prinz Wilhelm von Oranien, der Nachgeborene, wuchs inzwischen zu einem ernsten, wohlgebildeten und höchst einnehmenden Jüngling heran. Die militärische Begabung seiner Vorfahren war auch ihm gegeben, und er bewies sie als Anführer der holländischen, dann der ganzen niederländischen Truppenmacht gegen die berühmten Generale Ludwig's XIV., als er erst im 22. Jahre stand. Seine Siege, seine Energie als General, seine Vaterlandsliebe erweckten wieder die alte Liebe der Holländer für die Oranier, und die Partei derselben erhob sich zu neuer Kraft. Es kam noch hinzu, daß die republikanische Partei unter dem Rathspensionär de Witt durch übereilte Friedensverhandlungen mit Frankreich das Volk erbitterte

und den Prinzen Wilhelm zu eigenmächtiger Fortführung des Krieges veranlaßte. Der Haß gegen de Witt wegen des Friedens und die Zuneigung für den Prinzen wegen seiner kriegerischen Gesinnung bewirkten es, daß die oranisch Gesinnten in den Generalstaaten die Aufhebung des Edikts von 1650 erzwangen und am 6. Juli 1672 die Ernennung Wilhelm's III. zum erblichen Statthalter durchsetzten.

Die beiden de Witts wurden von der Volkswuth als Landesverräther erschlagen, und ihre Leichname durch die Straßen vom Haag geschleift. Der junge Erbstatthalter verleugnete auch das Blut seines Vaters nicht; er haßte die Gegner seiner Machtstellung im Lande, verhinderte deshalb unkluger Weise eine Verfolgung und Bestrafung der Mörder der Rathspensionäre und ließ sich durch die Generalstaaten bevollmächtigen, sämmtliche Anhänger des Hauses de Witt aus den Reihen der Beamten und der städtischen Obrigkeiten zu entfernen. So vollendete er den Staatsstreich seines Großvaters Moritz, und sein Geschlecht herrschte nun mit fürstlicher Allgewalt über die Niederlande, deren Generalstaaten mehr und mehr von ihrer alten souveränen Bedeutung in der Gesetzgebung verloren.

Wilhelm III. war Neffe und Schwiegersohn des Königs Jakob von England. Bei der wachsenden Unpopularität desselben erstand in dem jungen Erbstatthalter der Niederlande der Ehrgeiz, für seine Gemahlin Maria, Jakob's Tochter und nächstberechtigte Erbin, den Thron von England zu gewinnen und damit in jenes Inselreich seine dynastischen Wurzeln zu senken. Er fand auch im englischen Volke eine zuverlässige Unterstützung für seinen

Plan, und von den Vornehmsten der Whigs wie Tories, der beiden bedeutendsten politischen Parteien Englands, erhielt er mehr und mehr dringende Aufforderungen, sich der gedrückten Nation anzunehmen und als Retter im Lande zu erscheinen.

Am 5. November 1688 landete Prinz Wilhelm in der That mit einer Flotte von fünfzig Schiffen und 14,000 Mann Kriegsvolk bei Torbay an der Küste von England. Ohne Kampf drang er bis nach London vor. Jakob war vor ihm entflohen, und England setzte, nach abermaliger Absetzung des Hauses Stuart in seiner männlichen Linie, Wilhelm von Oranien in Vertretung der Rechte seiner Gemahlin zum Regenten des britischen Reiches ein. Nach dem Tode seiner Gemahlin wurde er auch als König anerkannt. Als Feldherr wie als Staatsmann voller Ruhm, verdankt ihm England die Herstellung seiner rechtlichen Ordnung und Freiheit in kirchlicher wie in politischer Hinsicht, und durch ihn hat sein Haus sich zum ersten Rang erhoben.

Aber eine männliche Nachkommenschaft, welche den Oraniern den Thron Englands gesichert hätte, hatte ihm das Schicksal versagt. Als er 1702 starb, folgte ihm auf dem englischen Thron die Tochter Jakob's II., Anna; in den Niederlanden verlor mit seinem Tode das Haus Oranien zum zweiten Mal die Statthalterwürde in der Bedeutung, wie sie von ihm geschaffen worden war. Erst dem Prinzen Wilhelm von Oranien, aus einer von Wilhelm's I. Bruder abstammenden Seitenlinie, gelang es, sich als den Vierten seines Namens im Jahre 1747 zur

erblichen Statthalterwürde in allen sieben Provinzen aufzuschwingen.

Wilhelm IV., der schon 1751 starb, hinterließ einen unmündigen Sohn, für den erst seine Mutter, eine englische Prinzessin, dann der Herzog Ludwig von Braunschweig die Regentschaft führten, bis er 1766 als Wilhelm V. die Regierung als Erbstatthalter antrat. Längst waren Macht und Ansehen der Niederlande durch ihre Kriege und Parteikämpfe in Verfall gerathen. Verhaßt waren die neuen Oranier bei den Patrioten vor Allem durch ihre Verbindung mit England, und 1786 mußte Wilhelm V. flüchten. Aber Preußen, durch Heirath mit den Oraniern verwandt, setzte mit Heeresmacht den Prinzen wieder in seine Stellung ein. Wenige Jahre nur genoß er dieselbe noch, bis die französischen Republikaner in's Land fielen und ihn abermals vertrieben. Mit seiner Familie flüchtete er 1795 nach England, die Niederlande wurden zu einer „Batavischen Republik" erklärt, durch Napoleon dann zu einem Königreich unter seinem Bruder Ludwig und nach dessen Abdankung zu einer Provinz des kaiserlichen Frankreichs gemacht.

Das ganze Haus Oranien stand in Acht und Bann Napoleon's und verlor, wie seine Stammesherrschaft im südlichen Frankreich Orange, so auch all' seinen Landbesitz in Deutschland. Ihren Haß gegen den Vergewaltiger bethätigten die Prinzen in ihrer Antheilnahme an den Kriegen gegen ihn, zumal der Sohn Wilhelm's V. zeichnete sich in preußischen und darnach in österreichischen Diensten aus. Nach dem Tode seines Vaters der Erbe

von dessen Rechten und Ansprüchen, gab er niemals die Hoffnung auf, nach Napoleon's Ende in den Niederlanden wieder zur Regierung zu kommen: doch dann nicht nur als Erbstatthalter, sondern als ein König, und mit besserem Recht wie der fremde Bruder des korsischen Eroberers. Bei der ersten Unglückswendung, welche Napoleon's Geschick nahm, nach der von ihm verlorenen Schlacht bei Leipzig, war Prinz Wilhelm von Oranien rührig auf dem Plan. Und die Bekämpfer der Napoleonischen Herrschaft, England und Preußen zumal, auch Rußland, erachteten die Ansprüche der Nassau-Oranier für die verdientesten unter den kleinen deutschen Fürsten.

Schon 1813 ließ Prinz Wilhelm sich die seinigen auf die Niederlande, wie sie durch Napoleon mit Zuschlag der belgischen Provinzen vergrößert waren, von seinen großmächtlichen Gönnern verbriefen; 1814 landete er in Scheveningen, 1815 wurde er nach Beschluß des Wiener Kongresses König der Niederlande. Der Sturm der Geschichte, der sein Geschlecht so schwer heimgesucht, hatte ihm schließlich die längst ersehnte und erstrebte Krone zugeweht. Wilhelm von Oranien, als König der Niederlande wieder der I. genannt, krönte in Wahrheit die oranische Politik und brachte sie auch zu endlichem Sieg über die Gegner im Lande.

Seine Regierung war indeß nicht besonders glücklich. Der Erbfehler seines Geschlechtes, große Halsstarrigkeit, brachte ihn in verschiedene Zwistigkeiten mit seinen Unterthanen. Die Belgier rissen sich 1830 von seinem neuen Königreiche los und bildeten ein eigenes. Die ungeheure

Schuldenlast, in die er das Land brachte, rief allgemeinen Unwillen im Volke um so mehr hervor, als er selbst seine Reichthümer vermehrte. Seiner neuen Dynastie drohte vollends Gefahr, als er die Absicht verrieth, die Gräfin d'Oultremont zu heirathen. Da fand er es denn gerathen, 1840 zu Gunsten seines ältesten Sohnes abzudanken, ließ sich als Graf von Nassau in Berlin nieder, heirathete als alter Herr von 69 Jahren seine Gräfin, und starb bald darauf im Jahre 1843.

Ihm folgte König Wilhelm II., der als Jüngling tapfer in Spanien unter Wellington und als General des niederländischen Heeres bei Waterloo gefochten hatte. Als König suchte er die Unzufriedenheit seines Volkes zu beschwichtigen. Aber es war den Oraniern das merkwürdige Schicksal beschieden, durch ihre Tapferkeit und Kriegskunst sich die größten Verdienste um die Niederländer zu erwerben, durch ihre persönliche Politik aber immer wieder in Kämpfe mit denselben zu gerathen, die nie recht geschlichtet wurden und daher immer auf's Neue ausbrachen. Die Oranier galten gewissen Kreisen des Volkes als Unterdrücker, und so kam es auch wegen politischer Reformfragen mit König Wilhelm II. zu Mißhelligkeiten. Erst die Bewegung im Jahre 1848 brach seinen Widerstand, und er bewilligte nun eine vollständige Umgestaltung der Verfassung im liberalen Sinne.

Darüber starb er 1849, und sein Sohn Wilhelm III. erbte die Schwierigkeiten, seine Dynastie durch Reformen völlig mit dem niederländischen Volke in Einklang zu setzen. Es gelang ihm durch treue Beobachtung des kon-

stitutionellen Systems und Abschluß der Verfassungsstreitigkeiten. Er lebte dadurch in Frieden mit seinen Unterthanen und gewann ihre Liebe und ihr Vertrauen in hohem Grade.

Tragisch genug, daß unter diesem höchsten dynastischen Erfolg des oranischen Hauses das Hinsterben seiner Sprößlinge erfolgte, denn die beiden, dem Könige Wilhelm III. von seiner ersten Gemahlin Sophie, einer geborenen Prinzessin von Württemberg, geschenkten Söhne, Wilhelm und Alexander, sind ihrer Mutter im Tode gefolgt; eine neue Ehe noch in hohem Lebensalter gab dem Könige aber nur noch eine Tochter als verfassungsmäßige Nachfolgerin auf dem niederländischen Throne, und wie mit dem früheren Erbstatthalter Wilhelm III. die ältere, so wird daher mit dem Könige Wilhelm III. auch die jüngere Linie der Oranier erlöschen.

Der gefährlichste Feind der Fischzucht.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Professor Dr. W. Heß.

(Nachdruck verboten.)

Von denjenigen Raubthieren, welche noch heutzutage in Deutschland vorkommen, ist der Fischotter wohl das interessanteste, und steht deshalb, trotz seiner Schädlichkeit für Fischereibesitzer, bei den Naturforschern in hohem Ansehen. An ihm ist, wie Brehm mit Recht sagt, Alles merkwürdig: sein Leben und Treiben im Wasser, seine Bewegungen, sein Nahrungserwerb und seine geistigen Fähigkeiten, und dieses Urtheil des berühmten Thierkundigen rechtfertigt es wohl genügend, wenn wir uns in den folgenden Zeilen mit dem Fischotter etwas näher beschäftigen.

Der Fischotter*) gehört zu den Marderarten und stimmt mit diesen in Schädelbau und Gebiß, dem gestreckten niedrigen Leib und den kurzen Beinen überein. Die Gestalt des Kopfes ist abgerundeter, als bei den Mardern. Das

*) Der Fischotter ist die richtigere und neuerdings auch immer allgemeiner werdende Schreibweise, während die Otter nur die Schlangenfamilie bezeichnet.

Gebiß ist ungemein scharf, so daß ein einziger Biß die starken Beinknochen eines Hundes zermalmen kann. Die Schnauze ist stumpf, die Lippen sind dick und wulstig und schließen so fest, daß das Wasser nicht hindurchdringen kann. Ueber den Lippen, an der Nasenspitze, befindet sich eine nackte, netzartig zerrissene, mit flachen Warzen bedeckte Haut, welche seitlich von den beiden länglichen, etwas gebogenen Nasenlöchern begrenzt wird. Die braunen Augen und die hellbraunen Ohren sind klein, letztere fast ganz im Pelze versteckt und durch eine Hautfalte verschließbar. Die fünfzehigen Füße sind mit scharfen Krallen und mit Schwimmhäuten versehen. Die Behaarung ist kurz und dicht anliegend, für das Wasser undurchdringlich und an der Oberseite des Körpers glänzend kastanienbraun, an der Unterseite, namentlich an der Kehle, heller. Da die Haare an ihrem unteren Theile weißgrau sind, so erscheint der Fischotter in der Sonne oder bei hellem Mondenschein silberglänzend. Die Körperlänge beträgt mit dem Schwanze 1,2 bis 1,5 Meter, die Höhe circa 30 Centimeter und das Gewicht im Durchschnitt 8 bis 12 Kilogramm.

Die Heimath des Fischotters ist fast ganz Europa, sowie der größte Theil von Nord- und Mittelasien. In Deutschland lebt er überall an fischreichen Flüssen und Bächen, seltener an Seen und Teichen. Er liebt vor Allem solche Gewässer, deren Ufer dicht bewaldet oder mit dichtem Röhricht bestanden oder stark zerklüftet ist. Seine Wohnung schlägt er in einer natürlichen oder selbstgegrabenen Höhlung am Ufer auf, bezieht zuweilen auch

wohl einen verlassenen Dachs- oder Fuchsbau, oder einen hohlen Baum in der Nähe des Wassers. Der Bau ist ein geräumiger Kessel, der mit dürrem Laub ausgepolstert wird. Der Eingang besteht in einer, zuweilen auch mehreren starken Röhren, die schräg absteigend bis unter den Wasserspiegel führen. Zum Verlassen des Baues dient eine eigene Röhre, welche über dem Wasserspiegel im Dickicht ausmündet. Fast immer besitzt der Otter mehrere Baue in verschiedenen Gewässern, oft weit von einander entfernt, die er abwechselnd bewohnt.

In seinem Bau pflegt der Otter den Tag in träger Ruhe zu verbringen. Nur an schönen warmen Frühlingstagen verläßt er ihn zuweilen, um sich zu sonnen. Er sucht sich dazu Felsenvorsprünge, alte Baumwurzeln, schräg über das Wasser geneigte Bäume oder Sandbänke, welche von der Sonne beschienen werden, aus. Doch ist dies selten. Gewöhnlich kommt der Otter nur des Abends aus seinem Bau, um zu jagen. In mondhellen Nächten, die er besonders liebt, legt er sich wohl auf hervorragende Steine oder Baumwurzeln und lauert auf die vorüberschwimmenden Fische, um sich, sobald er einen erblickt, pfeilschnell auf ihn zu stürzen. Meist aber begibt er sich sofort in's Wasser und sucht schwimmend seine Beute zu erhaschen.

Er fischt immer stromaufwärts. Im Schwimmen zeigt sich der Fischotter außerordentlich gewandt. Mit der größten Leichtigkeit dreht und wendet er sich nach allen Seiten und vermag in der Rückenlage ebenso gut zu schwimmen, wie in der Bauchlage. Daher ergreift er

hoch schwimmende Fische auch von unten. Wenn er sich an der Oberfläche des Wassers befindet, so schwimmt er so hoch, daß der obere Theil des Kopfes und des Rückens über dem Wasser sichtbar ist. Sobald er jedoch Gefahr wittert, taucht er blitzschnell unter und streckt nur von Zeit zu Zeit, um Luft zu schöpfen, die Spitze seiner Schnauze aus dem Wasser hervor. In seichten Gewässern treibt der Otter die Fische in eine Bucht, um sie leichter fangen zu können. Kleinere Fische verzehrt er im Schwimmen, größere trägt er an das Ufer, verzehrt das Fleisch und läßt die Eingeweide, Gräten, Kopf und Schwanz liegen. Bei großem Ueberfluß an Fischen mordet er, wenn er gesättigt ist, aus Vergnügen weiter und läßt die Beute unbenutzt liegen.

Fehlt es ihm an Fischen, so wandert er in ein anderes Jagdrevier und legt oft weite Strecken auf dem Lande zurück. Nach Beobachtungen des Forstwartes Sollacher von Staudach überstieg ein starker Fischotter bei fünf Fuß tiefem Schnee den felsigen, von Gemsen bewohnten, 1461 Meter hohen Siedleckrücken am Hochgerngebirge, um aus dem Weißachenthale in das gegenüberliegende Eibelsbachthal auf kürzestem Wege zu kommen und im letzteren Bache zu fischen. Er mußte dabei mindestens drei Stunden an dem sehr steilen und felsigen Gehänge aufwärts und dann zwei Stunden ebenso steil abwärts klettern bis zum Ursprunge des Eibelsbaches, den er bis zu seiner Einmündung in den Achenfluß ununterbrochen verfolgte.

Wird der Otter auf solchen Ausflügen vom Tageslicht überrascht, so verbirgt er sich, so gut es geht, unter

Baumwurzeln, in hohlen Stämmen oder in verlassenen Dachs- und Fuchsbauen. So ist es zu erklären, daß zuweilen bei Jagden Fischottern weit von Gewässern entfernt auf dem Lande aufgejagt und erlegt werden.

Der Otter ernährt sich, wie erwähnt, hauptsächlich von Fischen, unter denen er Forellen und Karpfen allen anderen vorzieht. Auch Krebse frißt er recht gern. Jedoch nimmt er auch, wenn es nicht anders sein kann, mit Fröschen vorlieb, oder stellt Mäusen, Wasserratten, Vögeln und deren Eiern nach. Auch Pflanzennahrung verschmäht er nicht ganz. Man hat in seiner Losung nicht selten Grashalme und Wurzelfasern gefunden, und gefangene Fischottern fraßen gern Möhren und süßes Obst.

Daß der Fischotter auch größere Thiere angreift, geht aus folgenden Beobachtungen hervor. Als sich Abends die Enten des oberbayrischen Mühlenbesitzers Pirner unmittelbar an der Mühle im Wasser harmlos herumtummelten, sprang plötzlich ein Fischotter aus einem Weidenstocke hervor, packte eine Ente und verschwand spurlos damit unter dem Wasser. Der Besitzer der Mühle war mit mehreren Herren zufällig Zuschauer dieser Entenjagd.

Der Revierförster Schenk in Marquartstein fand in einem Ottereisen ein Wasserhuhn, welches sich zufällig darin gefangen hatte und von einem Fischotter halb aufgezehrt war. Er befestigte die übrig gebliebene Hälfte an dem Springer des Fangeisens, und am folgenden Morgen hatte sich der Fischotter gefangen, welcher sich den Rest der Mahlzeit hatte holen wollen.

Dr. Waltl in Passau beobachtete, daß ein Fischotter

eine am Schwanze ergriffene Henne in seinen Bau ziehen wollte. Die Henne flatterte und breitete die Flügel aus; der Fischotter aber zerrte so lange, bis der Henne der Schwanz ausriß.

Folgende sehr interessante Beobachtung finden wir im „Waidmann". Die beiden Kommunalförster Jäger und Jacobi aus Biedenkopf waren am 3. Januar 1876 ausgegangen, um auf der Lahn Enten zu schießen. Auf dem Heimwege bemerkten sie im Felde eine Katze, die bei ihrer Annäherung schleunigst flüchtete und in einen Fischotterbau am Lahnufer hineinfuhr. „Die Katze gehört nicht in's Feld," dachten die beiden Förster, und beschlossen deshalb, ihr nachzugehen und sie womöglich zu schießen. Kaum hatten sie Posto gefaßt, so hörten sie Gepolter im Rohre und bemerkten gleich darauf die Katze flüchtig an dem Ausstiege des Baues von einem anderen Thiere verfolgt, das aber schleunigst wieder verschwindet. Die Katze wird auf der Stelle geschossen, aber während diese noch verendend vor dem Rohre zappelt, fährt plötzlich von hinten ein Otter auf sie los, packt sie und schleppt sie eine Strecke in den Bau hinein, wird aber dann durch einen Schuß des Försters Jäger getödtet. Daß der Otter hier nicht nur sein Hausrecht der Katze gegenüber wahren wollte, sondern es vielmehr darauf abgesehen hatte, dieselbe auch zu verzehren, scheint nach dessen ganzem Verhalten nicht zweifelhaft.

Der weibliche Fischotter, welcher von den Jägern Feh oder Fehe genannt wird, wirft zwei bis höchstens vier blinde Junge. Dieselben werden auf ein weiches Polster

von Gras und Moos gebettet. Sie sind anfangs fast schwarz, plump, unbeholfen und linkisch. Sie werden von der Alten sorgfältig gehegt und gepflegt. Nach acht Tagen öffnen sie die Augen; nach zwei Monaten sind sie soweit herangewachsen, daß sie die alte Fehe auf ihren Streifzügen begleiten können. Sie werden von ihr in der Jagd unterrichtet und sind von Anfang an sehr anstellig. Mit zwei, oft auch erst mit drei Jahren sind sie erwachsen.

Die Liebe der Alten zu den Jungen ist sehr groß. Von den zahlreichen Beispielen will ich hier nur eines anführen. Der königliche Förster W. hatte im Monat Januar 1872 unter einem alten Erlenstubben an einem Mühlenteiche im Lüneburgischen einen jungen, vier Wochen alten Otter gefangen, ihm eine kleine Tonne als Quartier angewiesen und diese in einen Stall der Mühle gestellt. Ueber Nacht waren beide Alten an die Stallthür gegangen, ihr Junges zu befreien, und es zeigten sich am anderen Morgen an der Thür Bisse und Risse, welche von den Befreiungsversuchen der liebenden Eltern herrührten. Daß die alten Ottern am Abend wiederkommen würden, stand wohl zu erwarten, und so beschloß W., von der Waschküche aus, welche ein Fenster nach dem Teiche zu hatte, die Thiere zu schießen. „Es war schöner heller Mondschein," erzählt W., „und ich versprach mir guten Erfolg. Ich nahm meine Doppelflinte zur Hand und gab dem Müllerburschen Befehl, die Tonne nebst Inhalt mitten auf den zugefrorenen Teich zu setzen, denn so hatte ich eine passende Entfernung, um einen sicheren Schuß anzubringen. Der Bursche verließ das Zimmer,

und kaum einige Minuten darauf auch ich, um mich auf meinen Stand zu begeben. Aber schon in der Hausthür kam ich mit dem vor Angst am ganzen Leibe zitternden Burschen, der nur die Worte: ‚Die Alten!‘ hervorbringen konnte, zusammen. Schnell sprang ich nach dem Teich, doch zu spät! Nichts — als die umgekippte leere Tonne lag noch dort. Nach dem Zimmer zurückgekehrt, erzählte mir der Bursche, daß, als er die Tonne aus dem Stall geholt, der junge Otter zu pfeifen angefangen habe, und sowie er mit derselben die Stallecke passirt, seien auch schon die beiden alten Ottern unter heillosem Fauchen auf ihn eingesprungen, er habe vor Schreck und Angst die Tonne fallen lassen und sei davongelaufen.“ —

Alt eingefangene Fischottern werden nur selten zahm, meist bleiben sie wild, bösartig und heimtückisch. Wenn sie jedoch in frühester Jugend in die Gefangenschaft kommen, werden sie bei richtiger Behandlung sehr zahm und zutraulich. Sie lernen ihren Pfleger sehr bald kennen und beweisen die größte Liebe und Anhänglichkeit, kommen gehorsam auf den Ruf herbei, sind sehr gelehrig und ergötzen durch ihr possirliches Betragen.

M. Kreuel erhielt einst, wie er in der „Isis“ erzählt, einen ungefähr zehn Tage alten Fischotter. Derselbe nahm nach einigem Widerstreben die mit warmer Kühmilch gefüllte Saugflasche an. Nach etwa drei Wochen erhielt er außer der Milch eingeweichte Semmel, Schwarzbrod und hin und wieder Kartoffeln, eine Zeit lang auch gehacktes Fleisch, dann aber alles Mögliche, was die Küche bietet. In der letzteren machte er sich gern zu schaffen und fraß

mit dem Hunde aus einer Schüssel, unbekümmert um sein Knurren. Hof und Garten bot dem Thiere einen angenehmen Aufenthaltsort, der beständig durchstreift wurde. Kam ein kleiner Affenpinscher dazu, so nahmen Spielereien und Neckereien kein Ende. Wie Thiere gleicher Arten spielten Otter und Hund mit einander, ohne je ernstlich in Zwist zu gerathen oder sich wehe zu thun. Das drollige Aeußere des Fischotters, der breite Kopf mit den dicken Lippen und den kleinen spitzbübischen Augen, der kurze Hals und gestreckte Leib, die kurzen eigenartigen, patschigen Füße gaben dem Thierchen einen ungemein komischen und dabei doch ansprechenden Ausdruck. Wurde ihm der Aufenthalt im Zimmer gewährt, so ruhte er gern auf dem Schoße seines Pflegers oder unter dessen Rock, und ging dies nicht an, so suchte er mißmuthig den Rocksaum der weiblichen Personen zu erwischen, oder er scharrte sich einen Teppich zurecht, um es sich darauf bequem zu machen.

Aehnlich berichtet der Mühlenbesitzer Weigel im „Waidmann": „Anfangs Juni 1881 wurde bei Hochwasser in meinem vom Flusse umgebenen Garten ein männlicher und ein weiblicher Fischotter ergriffen, die aber beide noch so jung waren, daß sie die dargebotene Nahrung nicht ohne fremde Hilfe annehmen wollten. Ich gab deshalb Auftrag, sie zu tödten. Meine Frau und Tochter wollten jedoch versuchen, die Thierchen aufzuziehen, und dies gelang auch nach vielen Versuchen und Mühen mittelst Milchflasche und Gummipfropfen; sie gediehen dabei vortrefflich. Leider ging das Weibchen nach einigen Wochen, allem Anscheine nach infolge einer Erkältung, zu Grunde,

während das Männchen, welches den Namen Neptun erhielt, sich schnell entwickelte und selbst das Schlafzimmer mit meiner Frau und Tochter theilte, seine Wohlthäterinnen auf allen Spaziergängen begleitete, beinahe immer auf dem Hofe und im Garten um sie war, ja sogar große Freundschaft mit meinem Hühnerhunde und einer jungen Neufundländerhündin schloß. So konnte man oft beobachten, wie der Otter durch Locken und Liebkosungen letztere zu bewegen suchte, mit in den Fluß zu steigen, um dort mit ihm zu spielen. Fremde Hunde litt er nie, weder in der Stube, noch auf dem Hofe, sondern griff dieselben mit scharfen Bissen augenblicklich an; ebenso wenig ließ er sich von unbekannten Personen berühren. Neptun wurde bald der Liebling Aller im Hause, sogar unser Tischgenosse auf dem Schoße meiner Frau, schlief zumeist am Fußende des Bettes meiner Tochter und wurde überhaupt im Zimmer gern gelitten. War er nicht zu finden, so genügte das Rufen seines Namens im Garten, um ihn sofort, selbst aus dem Flusse, herbeizubringen. Fuhr ich im Kahn, so war sein größtes Vergnügen, mich zu begleiten, vom Nachen aus in's Wasser zu fahren und alles Mögliche vom Grunde, als Schnecken, Fische, Stückchen Holz u. s. w., heraufzuholen. Seine Nahrung bestand aus gekochtem oder gebratenem Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Milch und Semmel. Leidenschaftlich gern nahm er Pflaumen. Das Apportiren aus dem Wasser erlernte er sehr schnell, und zwar machte ihm dieses besonderes Vergnügen."

M. Wood berichtet von einem vorzüglich abgerichteten Fischotter Folgendes: „Wenn er mit seinem Namen ge-

rufen wurde, antwortete er augenblicklich und kam auf den Ruf herbei. Schon in der Jugend zeigte er sich außerordentlich verständig, und mit den Jahren nahm er in auffallender Weise an Gelehrigkeit und Zahmheit zu. Er lief frei umher und konnte nach Belieben fischen. Zuweilen versorgte er die Küche ganz allein mit dem Ergebniß seiner Jagden, und häufig nahmen diese den größten Theil der Nacht in Anspruch. Am Morgen fand er sich stets wieder ein, und jeder Fremde mußte sich dann verwundern, den Fischotter unter den verschiedenen Vorsteh- und Windhunden zu erblicken, mit denen er in größter Freundschaft lebte. Seine Jagdfertigkeit war so groß, daß sein Ruhm sich von Tag zu Tag vermehrte, und mehr als einmal die Nachbarn des Besitzers zu dem Wunsche veranlaßte, man möge ihnen das Thier auf einen oder zwei Tage lassen, damit es ihnen eine Anzahl von guten Fischen verschaffe.*)

*) Es sind neuerdings in der That vielfach gezähmte Fischottern zum Fischfang von gewerbsmäßigen Fischern abgerichtet worden. Zu diesem Zwecke bekommt das Thier in der Jugend niemals Fischfleisch zu fressen, sondern wird nur mit Milch und Brod erhalten. Nachdem es ziemlich erwachsen ist, wirft man ihm einen aus Leder nachgebildeten Fisch vor und sucht ihn dahin zu bringen, daß er ihn fängt, aber stets auch seinem Herrn bringt. Später wird der Lehrfisch in's Wasser geworfen und nach einiger Zeit mit einem wirklichen todten Fische vertauscht. Schließlich bringt man lebende Fische in einen großen Kübel und läßt den Otter darnach jagen. Kann er dies, so hat es keine Schwierigkeiten mehr, ihn auch mit in's Freie zu nehmen und ihn in Flüsse und Seen zum Jagen zu senden.

Dr. Grunn erzählt von zwei Fischottern, die er aufgezogen hatte und die so zahm wurden, daß sie ihm im ganzen Hause Treppe auf und ab und später im Freien wie Hunde nachfolgten. Wenn er ihnen absichtlich fortlief und sich versteckte, so suchten sie mit der Nase auf der Erde nach seiner Fährte, dabei immer pfeifend, und es gelang ihnen stets, ihn in seinem Verstecke ausfindig zu machen.

Aehnliche Fälle werden noch mehrere berichtet; sie liefern den besten Beweis von der bedeutenden Intelligenz des Thieres, sowie von der Möglichkeit ihrer Zähmung. Trotz alledem werden sie mit Recht unnachsichtlich verfolgt, denn sie sind die gefährlichsten Feinde der Fischzucht, können einen Fischteich in kurzer Zeit ausfischen und haben in vielen Bächen die Krebse ganz ausgerottet. Man hat berechnet, daß ein Fischotterpaar täglich 2½ bis 3 Kilogramm Fische und Krebse verzehrt, ja, Baron v. Egloffstein behauptet sogar, daß ein einziger Fischotter dies Quantum verzehre, und in einem fischreichen Gewässer mehr als doppelt so viel in seiner Jagd- und Mordlust tödte und angefressen liegen lasse. Darnach würde ein erwachsener Fischotter jährlich einen Schaden von mehr als 1000 Mark an Fischen anrichten. Wir werden daher aus unseren Flüssen und Bächen erst dann größeren Nutzen ziehen können, wenn der Fischotter nicht mehr so häufig vorkommt.

In den letzten Jahren haben die Fischereivereine, sowie auch der Staat durch ausgesetzte Prämien und direkte Anordnung der Verfolgung viel zur Verminderung der

Fischottern gethan und nicht unwesentliche Erfolge gehabt. So wurden in der Provinz Hannover allein vom November 1882 bis August 1884 807 Fischottern erbeutet. An Prämien wurden im Ganzen 4838 Mark bezahlt, wovon die Otternjäger im Lüneburgischen den Hauptantheil mit 2000 Mark empfingen. Es wäre im Interesse der Fischzucht zu wünschen, daß man überall dem Fischotter so energisch zu Leibe ginge.

Man jagt den Fischotter bei uns jetzt meistens mit Otternhunden. Diese Hunde werden seit mehr als zweihundert Jahren in England gezüchtet. Baron v. Fürstenberg auf Eresburg und Rittergutsbesitzer Sperber zu Ensleben haben das Verdienst, dieselben in Deutschland eingeführt zu haben. Außerdem wird er auch in Netzen und Fallen gefangen oder auf dem Anstande geschossen, und da das Letztere wegen der ungemeinen Schlauheit und Gewandtheit des Thieres schwierig auszuführen, Geduld, Geschicklichkeit und sicheres Schießen erfordert, so gehört ein Fischotter mit zu der stolzesten Beute, welche in Deutschland, wo stärkere Raubthiere ganz ausgerottet sind, ein Jäger mit heimbringen kann.

Spott- und Spitz-Namen.

Eine Studie

von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Bei keiner Nation ist der Gebrauch, Spitz- und Spottnamen zu geben, so ausgebildet, als bei der deutschen. Wohl huldigen die romanischen Völker ebenfalls diesem Gebrauche, trotzdem belehrt uns aber der augenblickliche Zustand ebenso wie die Geschichte, daß der Deutsche dieses Anhängen von Namen am eifrigsten und zwar heute noch ebenso gern betreibt, als schon im grauesten Alterthum. Bei den alten Germanen wurde für jedes Kind gewissermaßen ein provisorischer Name erfunden, der geändert wurde, wenn das Kind herangewachsen war und sich dann durch eine hervorstechende Eigenschaft, durch ein Talent, durch eine That, oder auch durch eine ungünstige Handlung auszeichnete. Es wurde dann dieser Name zum Mindesten neben dem ersteren geführt und vertrat gewissermaßen die Stelle des heutigen Zunamens. Das Christenthum brachte eine Aenderung. Die Kinder wurden getauft und nach einem Heiligen benannt.

Da es ja nun eine außerordentlich große Anzahl von

Heiligen gibt, war es wohl eine Zeit lang möglich, selbst innerhalb einer Gemeinde oder eines Gaues jedem Täufling einen besonderen Namen zu geben; als man aber gezwungen wurde, diese Namen bei den Taufen zu wiederholen, trat natürlich eine große Verwirrung ein, und es wurde nothwendig, außer dem Taufnamen noch einen zweiten, unterscheidenden Namen zu finden, welcher ebenso, wie in der heidnischen Zeit, von einer besonderen Eigenthümlichkeit des zu Benennenden hergenommen wurde. Man verwendete jetzt auch gern als Unterscheidungsnamen die Bezeichnung der Thätigkeit und des Handwerkes, das der Betreffende trieb, und die Namen Wagner, Müller, Schmidt, Wirth, Bauer, Weber u. s. w. sind mindestens ebenso alt, ja vielleicht älter als der älteste deutsche Adel.

Je weiter das Staatenleben fortschritt, desto stabiler wurden diese Unterscheidungsnamen, bis sie schließlich als „Zunamen" bleibend wurden. In dem deutschen Volke aber erhielt sich der Gebrauch weiter fort, Persönlichkeiten nach ihren Eigenthümlichkeiten und speziellen Handlungen besondere Namen zu geben, die natürlich nicht offiziell werden konnten, aber wenigstens innerhalb des Bekanntenkreises weiter geführt wurden. Mehr und mehr wurde dieses Anhängsel von Namen gewissen Leuten beigelegt, um sie zu verspotten oder um dem im deutschen Volkscharakter so außerordentlich tief begründeten Humor Ausdruck zu geben, und so entstanden die Spott- und Spitznamen, mit denen wir uns heute des Näheren beschäftigen wollen.

Es mag hier gleich darauf hingedeutet werden, daß

der Deutsche in frühester Zeit sogar den Thieren Spitz- und Spottnamen beilegte. Wer sich den Beweis dafür auf das Deutlichste verschaffen will, der nehme Soltau's „Reineke Fuchs" zur Hand und sehe sich da die Namen Grimbart, Kratzefuß u. s. w. an.

In der Geschichte, allerdings in einer Periode, die mehr der Sage als der wirklichen Historie angehört, finden wir die erste Hindeutung auf Spott- und Spitznamen bei den Longobarden. Bekanntlich zerbrechen sich noch heute die Gelehrten den Kopf über die Entstehung dieses Volksnamens; die Sage der Longobarden berichtet darüber Folgendes: Das Volk rüstete sich zur Schlacht und flehte Freya, die Gemahlin Wodan's, an, bei ihrem Gemahl den Sieg für das Volk zu erbitten. Freya wußte aber, daß Wodan jenem Volke nicht besonders gewogen sei; sie griff daher zu einer List, indem sie das Volk aufforderte, sich am frühen Morgen zur Schlacht aufzustellen, so daß Wodan, wenn er vom Himmel herabblicke, sofort die aufmarschirten Massen sehen müsse. Es sollten aber auch die Weiber sich mit unter den Kriegern aufstellen und ihr Haar so um das Gesicht herumlegen, daß es aussehe, als hätten sie Bärte. Wie die Sage berichtet, fragte nun Wodan sofort, als er den sonderbaren Haufen erblickte: „Was sind das für Langbärte (Longobarden)?" Worauf Freya lächelnd erwiederte: „Hast Du ihnen einen Namen gegeben, so gib ihnen auch, wie üblich, dafür ein Geschenk und verleihe ihnen den Sieg."

Wohl oder übel mußte Wodan, gezwungen durch die List seiner Gattin, den Longobarden zum Sieg verhelfen,

die aus Dankbarkeit jenen Spottnamen zu ihrem wirklichen Namen machten.

Wie der Leser ersieht, ist diese Sage ziemlich spät entstanden, denn sie enthält bereits eine Verquickung des Christenthums mit dem Heidenthum. Das Geschenk, an welches Freya den Wodan ermahnt, weil er jenem Volke einen Namen beigelegt hätte, erinnert zu sehr an das christliche Pathengeschenk, welches dem Täuflinge von seinen Pathen, die ihm ja auch ihre Namen gaben, überreicht wurde.

Wir sehen aber Spitz- und Spottnamen auch in der wirklichen Geschichte aller Zeiten eine gewisse Rolle spielen. Denken wir zuerst daran, wie das Volk es liebte, selbst den Mächtigsten dieser Erde, den Kaisern, Königen und Fürsten, Beinamen beizulegen, die nicht immer Schmeicheleien und Lob, sondern oft sehr bittere Wahrheit oder Spott enthielten.

Aus der Landsknechtszeit, in welcher deutsche Tapferkeit und deutsche Kriegskunst im Mittelalter die größten Triumphe feierten, überliefert uns die Geschichte ebenfalls die Sucht der Landsknechte, nicht nur einander auf dem Marsch und im Lager Spitznamen zu geben, sondern auch ihre gefeiertsten Führer mit solchen zu belegen; ja es fanden sogar blutige Gefechte wegen solcher Spitznamen statt. Bestand doch zwischen den Schweizern, welche schon damals die privilegirten Sold- und Miethstruppen waren, und den ihnen Konkurrenz machenden deutschen Landsknechten eine grimmige Feindschaft, die sich auch dadurch äußerte, daß man sich gegenseitig mit Schimpfnamen be-

legte. Der deutsche Landsknecht nannte den Schweizer „Heini" oder „Ridi", während umgekehrt der Schweizer den deutschen Landsknecht „Bruder Veit" nannte. Eine ganze Literatur von Spottliedern ist uns aus dem 16. Jahrhundert aus Anlaß dieser Spott- und Spitznamen aufbewahrt.

Der Deutsche kann sich ferner rühmen, selbst den Tod mit Spottnamen nicht verschont zu haben, denn er nennt ihn bekanntlich „Freund Hein". Vergeblich hat man versucht, eine Erklärung für diesen Spottnamen auf den Tod, der wohl auch noch „Klapperbein" und „Sensenmann" genannt wird, zu finden. Schon in der deutschen Literatur des Mittelalters trägt die Personifikation des Todes diesen Spottnamen.

Die deutsche Tapferkeit, die den Tod nicht fürchtet, fürchtet aber auch den Teufel erst recht nicht, und so hat es sich denn der Herrscher der Hölle gefallen lassen müssen, mit wenig liebenswürdigen, mitunter sogar höchst anstößigen Spott- und Spitznamen belegt zu werden, von denen noch der harmloseste „Meister Urian" lautet.

Daß sich ganze Nationen gegenseitig Spott- und Spitznamen beilegen, dafür liefern heute noch die Namen „John Bull" für den Engländer, „Bruder Jonathan" für den Nordamerikaner u. s. w. vollgiltige Beweise.

Geschichtlich sind gewissermaßen auch diejenigen heute noch vorhandenen und vertretenen Eigennamen, welche aus Spitznamen entstanden sind. Vilmar in seinem „Namenbüchlein" führt eine ganze Reihe derselben an, unter denen der Leser manchen Namen eines Bekannten oder Freundes

wiederfinden dürfte: Bietdendüwel, Buckendahl, Durchenbusch, Fegebank, Griepenkerl (Greif den Kerl), Habenstiel, Hobrecht (Rechthaber), Hupfeld, Kiekebusch, Küßwieder, Laßwitz, Leimwieder, Machedanz, Machemehl, Reibedanz, Reimschüssel (Räum' die Schüssel aus), Rührmund (Vielsprecher), Schickedanz, Schluckebier, Schneiderreit, Spanuth (Spannaus), Streckfuß, Stichenbuben, Thudichum, Trinkaus, Wegscheider, Zerrleder (Schuster) u. s. w.

Natürlich hat der Deutsche auch sein Nationalgetränk, das Bier, nicht ohne Spitz- und Spottnamen gelassen. Bis nach dem Mittelalter waren Biernamen bekannt wie: Schöps, Krabbelanderwand, Bock, Rumpuff, Stößer u. s. w.

Trotzdem nun dieser Gebrauch des Anhängens von Spitz- und Spottnamen noch heute ein allgemeiner ist, wird er doch von bestimmten Ständen und Gesellschaftsklassen mehr ausgeübt, als von anderen, und insbesondere sind es die Schüler, die Studenten, die Matrosen, die Soldaten und die Handwerker, die dem Gebrauche der Spitznamen in auffallender Weise fröhnen.

Die Schüler, selbst im jugendlichsten Alter, hängen sich gegenseitig Spitznamen an, wohl deshalb, weil in dem kindlichen Herzen stets viel mehr Spottlust steckt, als die Leute aufzuweisen pflegen, wenn sie erwachsen sind. Dann haben aber die ABC-Schützen für Beinamen leuchtende Vorbilder in den Büchern, die sie lesen, und die ja doch stets auf Schilderungen aus dem Indianer- und Seeleben hinauslaufen.

Daß der Student heute noch Spitznamen gibt, ist auf die geschichtliche Entwickelung des Studententhums zurück-

zuführen. Der „Pennalismus", der noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Hochschulen grassirte, erklärte bekanntlich, daß der junge Mann erst von dem Augenblicke an ein Mensch würde, in welchem er auf die Universität käme und dem Pennal entflohen sei. Es war ganz selbstverständlich, daß man dem durch die Immatrikulation gewissermaßen Neu- und Wiedergeborenen einen Namen beilegte und an ihm die Fuchstaufe vollzog. Man gestatte an dieser Stelle eine Exkursion in die Geschichte der Spitz- und Spottnamen durch Anführung einer Stelle aus „Kristian Frantz Paullini Zeit-kürzender und Erbaulicher Lust", welche in Frankfurt am Main im Jahre 1693 erschienen ist. Der biedere Paulinus schreibt:

„Die Hoheschul Jena hat manches Sprichwort in die Welt gepflantzt, davon ich vor dißmal nur drey anführen will, und zwar erstlich von den Schul-Füchsen. Es war ein frommgelehrter Mann, der mehr im Gehirn hatte, als ihm eben vorn an der Pfanne herausguckte, dabey aber ein blödes Thier, so immer sorgte, der Himmel möchte bersten und ihm auf die Platte fallen. Dieser stieg aus dem Schulstaube zur Würde eines Jenischen Professors. Nun trug dieser schlecht und recht einen Mantel mit Fuchsbälgen gefüttert, damit wanderte er nach dem Katheder. Die Studenten, so dergleichen Habits nicht gewohnt waren, sonst auch des guten Mannes Witz und Verstand nur nach dem äusserlichen Schein abmassen, und ihn also nicht für voll achteten, gaben ihm den Namen eines Schulfuchses, welches Wort durch ganz Teutschland ausgestreuet, wie wohl der zehende kaum den

eigentlichen Ursprung weiß. Ferner von den Zweibeinichten Haasen. Als im Anfange vorbelobter Hohenschul D. Erhard Schimpff, ein wolberedter Mann, auf der Cantzel die Historie von Elisaeo und seinem Diener Gehasi (Vergl. 2. Kön. 4, 12), deren jener den Naeman vom Aussatz errettet, dieser aber, hinter des Propheten wissen und befehl, Geld von ihm genommen hatte, den Schülern erklärte, und unter anderem fragte: Sollten wohl auch unter uns noch solche Gehasi seyn, die nemlich einen schnöden Provit mehr achten, als Gott und ihr Gewissen? — Ach ja, sprach er, gar viele! Ich bin ein Gehasi! Du, er, wir sind alle schier Gehasi. — Da waren flugs etliche Bürschlein, die bey allen Sauff-gelacken und Spiel-tafeln von diesem Gehasi schwatzten. Wenn nun einer etwas ungereimtes und unbesonnenes thäte, flugs hiessen sie ihn Gehasi. Das Gepläuder zog auf die benachbarten Universitäten, endlich kam's gar unter den Allemann, so daß der Arme Gehasi den Kopf verlor, und wo einer nur was lächerliches begunte, gleich warffen sie ihm den Rumpf an den Hals, und hiessen ihn Hasi. Zuletzt ist bis auf diese Stund in Teutschland ein Haas draus worden. Drittens von den Schaaf-Käsen. Es wird erzählet, eines Schäfers Sohn, ein feiner Mensch, habe unter andern mit verlangt, Baccalaureus zu werden. Nun sey der Magister, so diese Creaturen dazumal machen muste, ein sonderbarer Liebhaber guter Schaafkäse gewesen. Wie das der Candidat merkte, schrieb er seinem Vatter, er möchte ihm doch ein Dutzt guter fetter Schaaf-Käse senden, die wolle er dem Magister präsentiren. Der Vatter

gehorchte dem Sohn, und der Magister aß die Käse mit gutem appetit. Als das die Burschen höreten, hoben sie aus Rallerey (Spott) an, die Baccalaureos Schaaf-Käse zu heissen, und von der Zeit an heißet dieser Grad bis heutigen Tages also."

Die Soldaten pflegen bekanntlich, unbeschadet aller Achtung und Subordination, ihren Vorgesetzten Spitznamen beizulegen, und selbst in der modernen deutschen Armee, deren Disziplin musterhaft ist, gibt es wohl kaum einen Offizier, der nicht bei den Mannschaften einen eigenthümlichen Spitznamen hat. Aus Erfahrung kann aber hinzugefügt werden, daß die originellsten Spitznamen den Feldwebeln und Wachtmeistern angehängt werden. Kommen doch diese als „Schwadrons- und Kompagniemütter" am unmittelbarsten mit den Mannschaften in Berührung.

Auch im Handwerk ist der Brauch uralt, den neu eintretenden Gehilfen und Gesellen Spitznamen zu geben, um ihnen gewissermaßen anzudeuten, daß sie erst durch die Aufnahme in die Zunft zu Menschen geworden und daher noch einer Umtaufung bedürftig sind. Es existiren sogar aus dem 17. und 18. Jahrhundert obrigkeitliche Verfügungen, welche gegen das Ueberhandnehmen dieser Spitznamenanhängung gerichtet sind, und insbesondere bei „offener Lade", d. h. während der offiziellen Verhandlungen in der Herberge oder dem Zunfthause verbieten, einen Zunftgenossen mit einem anderen, als dem wirklichen Namen zu nennen. Diese Spitznamen erstrecken sich beim Handwerk nicht nur auf Individuen, sondern auch auf die verschiedenen Beschäftigungen, und in dem Humor des

Handwerkers heißt der Bäcker = Teigaffe (speziell Berlinisch), der Barbier = Doktor oder Verschönerungsrath (in Schlesien und den benachbarten Provinzen „Schnutelkratzer“), der Böttcher = Herumtreiber, der Kaufmann = Heringsbändiger, der Maurer = Dreckschwalbe, der Schuhmacher = Pechhengst, der Seiler = Galgenposamentier, der Tischler = Hobeloffizier u. s. w.

Die Matrosen der Handelsmarine, in denen auch sehr viel Humor steckt, pflegen mit ihren Spitznamen einen Mittelplatz zwischen dem Handwerker und dem Soldaten einzunehmen. Sie belegen nämlich mit unfehlbarer Sicherheit ihre Vorgesetzten mit Spitznamen, rufen sich aber unter einander auch ausnahmslos nur nach Namen, die gewöhnlich immer nur für eine größere Reise Giltigkeit haben und von irgend einem humoristischen Vorfall, der dem betreffenden Namensträger begegnet, hergenommen sind.

Auch die Mitglieder geheimer Gesellschaften, wie die Rosenkreuzer, Illuminaten, ebenso die im vorigen Jahrhundert entstandenen Dichtergenossenschaften, pflegten für jedes Mitglied einen neuen Namen zu erfinden, der allerdings weniger ein Spottname, als vielmehr aus ernsten Absichten entstanden war. Dieser Rückblick auf die geheimen Gesellschaften ermöglicht uns leicht den Uebergang zu dem jetzt noch bestehenden großen Geheimbunde des Gaunerthums und zu den Gaunernamen, welche eine der hervorragendsten und originellsten Erscheinungen des Verbrecherthums vom Alterthum bis zur Neuzeit sind. In der Kriminalistik bilden die Gaunernamen ein hochwichtiges Moment, und der aktive Polizeibeamte ist gezwungen,

diese eigenthümliche Nomenclatur zum Gegenstande eines ernsten Studiums zu machen, wenn er überhaupt Erfolge erzielen will. Stieber in seinem „Lehrbuch der Kriminalpolizei" sagt ebenso kurz als treffend:

„Die Gauner von Profession pflegen, sobald dieselben in dem Kreise ihrer Genossen eine gewisse selbstständige Stellung einnehmen, sofort mit einem Spitznamen bezeichnet zu werden. Diese Sitte ist so alt, als die Gaunerwelt überhaupt besteht. Bei der Auswahl dieser Spitznamen gehen die schärfsten Witze mit der Rohheit und Gemeinheit Hand in Hand. Die Kenntniß und das Studium der Gaunernamen ist für den Polizeibeamten von großer Wichtigkeit, weil der Gauner in der Diebeswelt nur nach seinem Spitznamen, niemals nach seinem richtigen Namen genannt wird, und weil man daher die Geständnisse und Mittheilungen der Gauner gar nicht verstehen kann, wenn man ihre Spitznamen nicht kennt."

Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie diese Spitznamen der Gauner lauten, fügen wir in Folgendem eine kleine Musterkollektion bei, in welcher leider wegen ihrer Anstößigkeit eine ganze Anzahl von sehr interessanten Namen nicht aufgenommen werden konnten. Da finden wir z. B. unter der Berliner Verbrecherwelt: der Nasenkönig, der schlappe Julius, Setzbein, Flunschlabbe, Milchjäger, Goldschmidts Töchterlein, der glibbrige Lehmann, Plierauge, Figaro, Köppken, Platzbuckel, der Barbier von Sevilla, Weißbrodsbengel, Karbatschenbein, Blechkopf, Goldfasan, Mohrenschmidt, Aujust mit die Aaloogen. — Weibliche Verbrechernamen dieser Art sind: die polnische

Gräfin, die langnäsige Guste, die Ulanenlotte, Gräfin Strumpfband, Bouillonkopf, Leierkastenminna, Talglicht, Braten-Ida, Dampfwalze, Süßmaul, egyptische Josephine und Frau Feldmarschall.

Dem Leser geläufig werden auch die historischen Gaunernamen sein, wie Schinderhannes, Bayrischer Hiesel u. s. w. Fügen wir, um lustig zu schließen, noch einige Proben von Namen bei, welche leider — das „leider" gilt von den unglücklichen Namenträgern — keine Spitznamen, sondern wirkliche Namen waren. Die Freiheitskriege hatten die ganze deutsche Nation, insbesondere aber Preußen, bis in's Innerste seines Volkslebens hinein aufgeregt. Es wurde damals üblich, den Kindern Namen beizulegen, welche von großen Heerführern oder von wichtigen Zeitereignissen hergenommen waren. Die patriotisch gesinnten Eltern dachten ja nicht daran, daß sie ihre unglücklichen Kinder damit in späteren Jahren unfehlbarer Lächerlichkeit preisgaben, und so weisen noch heute Kirchenbücher aus, daß Mädchen auf Namen getauft wurden, wie „Blücherine", „Kasematte", „Gneisenauette"; ebenso wurden Knaben „Blücher", „Landwehr", „Leipzig", „Waterloo" u. s. w. getauft, und Freiherr v. Gaudy in seinem köstlichen „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" schildert es höchst ergötzlich, wie sein Held Romberger unter dem jubelnden Gelächter der ganzen römischen Schneiderfamilie dieser mittheilt, daß er heiße: Blücherich, Gneisenauerich, Landstürmerich, Achtzehnhundertvierzehner.

Als Garibaldi auf der Bildfläche der Zeitereignisse erschienen war, wurde es bei gewissen deutschen Volks-

klassen, oder sagen wir lieber politischen Parteigenossen üblich, ihre Kinder Garibaldi zu taufen, und ein mir persönlich bekannter Herr ist mit seiner ganzen Familie aus der Landeskirche ausgetreten und Baptist geworden, weil sich der Prediger geweigert hatte, den neugeborenen Knaben dieses Herrn auf den Namen Garibaldi zu taufen. Dieser Garibaldi ist heute bereits ein erwachsener Mann und wiederum Familienvater, und natürlich nennt er sich nicht Garibaldi, sondern August; jedesmal aber verwünscht er jene originelle Idee seines Vaters, wenn er mit Behörden in Berührung kommt oder irgend welche Papiere braucht, in welche alle Beamten dann lächelnd einen Namen eintragen, welcher (natürlich nicht in Wirklichkeit) ungefähr lautet: „August Garibaldi Lehmann.“

Wo es sich um Vornamen handelt, da gilt wirklich jenes Witzwort, welches sagt: „Man kann in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug sein.“

Das Reisen in Spanien.

Skizze aus dem Verkehrswesen der pyrenäischen Halbinsel.

Von

Heinrich Theen.

(Nachdruck verboten.)

Man hat Nordamerika oft als das Land der Gegensätze bezeichnet, aber mit demselben Rechte können wir diesen Ausspruch auch auf Spanien anwenden, denn man findet hier oft genug noch die seltsamste Mischung der alten und neuen Zeit, den großartigsten Luxus von Paris und London oft nur wenig entfernt von den Zuständen der Beduinen oder der Urvölker Amerika's. Dem Reisenden, welcher Spanien auf der von den Touristen breit getretenen Straße durchreist, wo Eisenbahnen und Diligencen ihn aus einem Hotel in's andere führen, werden diese Zustände weniger auffallen, mehr demjenigen, der einmal quer durch's Land kommt. Hier können wir uns gar leicht noch in die Zeiten des edlen Ritters Don Quixote de la Mancha versetzt glauben, wenn wir den Arrieros mit ihren Maulthieren und Eseln begegnen und genöthigt sind, in einer echt spanischen „Venta" zu übernachten. Besonders auffallend aber werden diese Gegensätze, wenn wir uns einer der in Spanien noch ziemlich

dünn gesäeten Eisenbahnen nähern, wo dann wirklich sich das einfachste und das vervollkommnetste Transportmittel die Hände reichen.

Die Eisenbahnen, welche seit reichlich dreißig Jahren in Spanien sich heimisch gemacht haben, sind hier nicht wie in andern Ländern die zeitgemäße und fortschreitende Vervollkommnung anderer Transportmittel, sondern tauchen plötzlich und ohne weitere Uebergänge auf, so daß man vielfach die befremdende Erscheinung wahrnimmt, daß die Orte, die nur wenige Meilen von der Bahn entfernt liegen, doch von derselben wenig oder gar keinen Nutzen haben, da ihnen alle bequeme Verbindung mit der Station fehlt.

Das Eisenbahnnetz Spaniens breitet sich fast strahlenförmig von der Hauptstadt Madrid nach allen Seiten aus. Die erste Bahn war die von Barcelona nach Mataro, welche am 28. Oktober 1848 dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde; seitdem entwickelte sich das Eisenbahnnetz Spaniens stetig. Die meisten Bahnen sind eingeleisig, und die Einrichtungen derselben im Allgemeinen nach französischem Muster hergestellt. Die Wagen erster Klasse sind auf das Eleganteste eingerichtet und entsprechen allen nur zu machenden Anforderungen, die der zweiten Klasse dagegen sind weniger bequem, mitunter enthalten ihre Abtheilungen nur Holzbänke mit schmalem Sitz und Rückenpolstern; die Wagen der dritten Klasse befinden sich gewöhnlich in einem sehr kümmerlichen Zustande und enthalten nichts, was nur irgend den Wünschen der Reisenden entsprechen könnte. Die Stationsgebäude sind auf

das Nothwendigste beschränkt, und gemäß der spanischen Sitte, daß der Reisende seinen Mundvorrath bei sich führt, ist nur in wenigen derselben ein Frühstück oder Mittagsmahl zu erlangen. Die Fahrpreise sind im Allgemeinen nicht sehr hoch. Die Einrichtung von Abtheilungen für Nichtraucher oder Damen kennt man nicht.

Ein anderes Transportmittel in Spanien sind die Diligencen, welche eine Nachahmung der früher in Frankreich gebräuchlichen Fuhrwerke sind. Durchschnittlich sind es kolossale Wagen, in welchen 16 bis 20 Personen mit ihrem Gepäck Platz finden können und die von 6 bis 10 Pferden oder Maulthieren, welche stets in scharfem Trabe oder Galop laufen, gezogen werden. Das Gepäck findet seinen Platz oben auf dem Wagen, wo öfters auch noch Sitze für Passagiere angebracht sind. Die Diligencen sind stets von dem Mayoral, dem Kondukteur, und dem Vorreiter, Delantero, begleitet, welche die ganze Tour durchmachen, während der eigentliche Kutscher und oft ein Gehilfe desselben mit der jedesmaligen Bespannung, gewöhnlich alle 4 spanische Leguas (1 spanische Legua = ½ deutsche Meile), wechseln Die Delanteros sind gewöhnlich Jungen von 14 bis 18 Jahren, sie sitzen auf dem Sattelpferde des vordersten Paares und führen außer einer kurzen Peitsche ein kleines Horn, um entgegenkommenden Wagen schon von Weitem das Signal zu geben, damit diese ausweichen. Zum Schutze der Reisenden gegen Räuber dienen die Guardias civiles, die spanischen Gendarmen, welche, wo man sie noch für nöthig hält, von einer Station zur andern die Diligence begleiten.

Wo diese große Strecken zu durchlaufen haben, gehen sie unausgesetzt Tag und Nacht und halten täglich blos zweimal längere Zeit an, um den Reisenden Gelegenheit zu bieten, etwas zu sich nehmen zu können. Ihre Plätze und deren Preise sind sehr verschieden.

Außer den Diligencen übernimmt auch die königliche Post auf den Hauptlinien die Beförderung der Reisenden, allein nur in sehr beschränktem Maße, da die spanischen Postwagen nur für Brief- und Zeitungsbeförderung bestimmt sind, und vorn nur eine Berlina (Kabriolet) haben, in welcher außer dem Kondukteur nur noch zwei Reisende Platz finden. Ihre Preise stehen gewöhnlich in gleichem Verhältniß mit denen der Diligencen, sind oft ein wenig, aber unbedeutend, billiger, die Beförderung aber ist etwas schneller und sicherer, da die Post unbedingt weiter geschafft werden muß, was bei vorkommenden Unfällen von Vortheil ist.

Für den Waarentransport und für die billigere Beförderungsmittel suchenden Reisenden bleiben auf den Hauptstraßen nur noch die Galeras und Carromatos, die allerdings ihrer Unbequemlichkeit und Langsamkeit wegen mit Recht gefürchtet werden. Die Galeras sind vierräderige Frachtwagen, welche sich, hoch bepackt und mit einer Plane überspannt, von 6, 8 oder 10 Maulthieren gezogen, stets im Schritt aus einem Nachtquartier in's andere schleppen; selten machen sie des Tags über 8 Leguas. Derselben Art sind die Carromatos, nur zweiräderig und entweder mit Stangen- oder mit Gabeldeichsel, im ersteren Falle mit 2 oder 3, im letzteren oft mit 6

bis 8 Maulthieren, eins hinter dem andern, bespannt. Diese Karren haben keinen festen Boden, wie die Galeras, sondern derselbe ist aus Espartomatten gebildet, die, wenn die Fracht schwer, oft bis beinahe auf den Boden zwischen den Rädern herabreichen. Beide Arten reisen oft in Gesellschaft, d. h. mehrere zusammen, wo dann die Oberleitung ein Mayoral über die verschiedenen Fuhrleute, die Zagales, hat.

„Bei diesem Transportmittel," sagt ein neuerer Reisender, „steht der Unglückliche, der sich ihm anvertraut, in den Augen des Mayoral der Galera durchaus nicht höher, als ein seiner Fürsorge anvertrauter Sack oder Ballen, was schon daraus hervorgeht, daß diese Leute ihre Reisenden nicht nach Personen, sondern nach ‚Asientos' (Sitzen) zählen, obgleich von diesen Sitzen in der Regel keine Spur vorhanden ist, und es dem Reisenden freigestellt wird, es sich auf einem Sack Gerste oder einer Kiste oder seinem Gepäck so bequem als möglich zu machen. Ist es mir doch einmal passirt, auf der Reise von Granada nach Almeria, welche die Galera in drei Tagen macht, auf einer Ladung Stabeisen aushalten zu müssen. Wehe dem Unglücklichen, welcher aus Geldmangel oder aus Unverstand es versäumt, sich den Mayoral durch freigebige Wein- und Cigarrenspenden geneigt zu machen! Ihm wird in der Galera der schlechteste Platz angewiesen, die Stichelreden fallen ohne Ende, und in den Nachtquartieren kann er darauf rechnen, am schlechtesten zu schlafen, zu essen, zu trinken, und doch am meisten zu bezahlen."

Oft ziemlich bequem eingerichtet sind die kleinen und leichten zweiräderigen Tartanas, Carritos und Chirriones, welche in ihrer Einrichtung so ziemlich unsern Lohnkutschen entsprechen und besonders für kleinere Reisen von 2 bis 4 Tagen gebräuchlich sind. Der Eingang befindet sich gewöhnlich hinten; innen sind sie oft mit Wollstoff ausgekleidet. Falls das zur Bespannung dienende Thier, dessen Riemenzeug mit einer Unzahl von Glöckchen, Schellen, Quasten und Fransen verziert ist, ein kräftiges und gutes ist, bieten diese Wagen ein ziemlich rasches Beförderungsmittel; da aber auch hier der Wagen direkt auf der Achse und nicht auf Federn ruht, kommt, besonders bei schnellem Fahren, der Reisende tüchtig zusammen geschüttelt an Ort und Stelle.

Die Verbindung der Dörfer und Landstädtchen unter einander oder mit den nächsten größeren Orten ist, besonders in den so häufigen gebirgigen Landestheilen, beinahe einzig und allein in den Händen der Arrieros, Maulthier- und Eseltreiber, welche den Transport der Waaren und Produkte und oft genug auch der Reisenden übernehmen. Diese Arrieros theilen sich wieder in verschiedene Klassen; die, mit welchen der Reisende noch am meisten in Berührung kommt, sind die sogenannten Ordinarios oder Corsarios, d. h. Boten, welche an bestimmten Tagen die Reise von einem gewissen Orte zum andern machen; diese sind auch durch ihren öftern Verkehr mit dem größeren Publikum etwas civilisirt und nehmen mehr Rücksicht auf die Reisenden und deren Wünsche und Bedürfnisse, als die übrigen. Die anderen,

meistens Eseltreiber, unternehmen Reisen, wie sie ihnen gerade vorkommen, oft auf bedeutende Entfernung und zum Theil auch auf eigene Gefahr, indem sie an einem Orte Waaren oder Produkte einkaufen und diese nach anderen transportiren, wo ihnen dafür der beste Markt scheint. Diese Arrieros hatten in früheren Zeiten fast einzig und allein die Verbindung vieler Provinzen mit der Hauptstadt in ihren Händen und verdienten viel Geld.

Auch der Arriero betrachtet die Reisenden, die ihm sich anvertrauen, nicht als Personen, sondern als Arrobas, d. h. nach ihrem Gewichte. Seine Maulthiere und Esel, sowie seine übrige Ladung sind ihm viel wichtiger, als seine Passagiere. Nie wird es ihm einfallen, nach dem Wunsche des Reisenden seine Tagreisen zu verkürzen oder zu verlängern, ja oft genug kommt es vor, daß er, wenn es ihm gerade paßt, seine Ladung mit sammt den Reisenden einem andern Arriero zum Weiterbefördern übergibt, ohne natürlich den Reisenden darum zu fragen, gerade als wäre dieser ein Stück vom Gepäck. Indeß auch hier kann der Reisende viel erlangen, wenn er sich den Arriero zum Freund zu machen versteht, obgleich dessen Herablassung nie gewisse Schranken, die sehr eng gezogen sind, überschreiten wird.

Sieht der Reisende weniger auf den Groschen, dann möge er lieber seine Reise auf eigenem oder gemiethetem Pferde und in Begleitung eines Dieners, der als Wegweiser dient, unternehmen. Jedoch ist man auch hierbei nicht immer vor Ungemach und Unannehmlichkeiten sicher gestellt, denn oftmals kommt es vor, daß der Diener, der

Einem mitgegeben wird und der gerne in großer Gesellschaft reist, sich an einen des Weges ziehenden Arriero anschließt. Wahrscheinlich ist diese Gewohnheit, sich an andere, des gleichen Weges ziehende Reisende anzuschließen, noch ein Ueberrest jener Zeit, wo die Unsicherheit der Wege eine Reise in größerer Begleitung nöthig machte; denselben Grund hat ohne Zweifel die allgemeine Gewohnheit, solche Reisen stets bewaffnet zu unternehmen.

Auf denjenigen Strecken, die man mit Galeras, Carromatos, Tartanos, Arrieros oder auch auf eigenem oder gemietheten Thieren zurücklegen muß, trifft man äußerst selten günstig gelegene Gasthäuser an, welche für die leibliche Erquickung Sorge tragen könnten. Deshalb ist es auch nicht zu verwundern, wenn fast jeder Reisende diejenigen Lebensmittel, welche zu seines Lebens Unterhalt erforderlich sind, bei sich führt. Zum Unterbringen dieser Lebensmittel dienen gewöhnlich die sogenannten Alforjas, welche aus einem circa 2 Meter langen und 1/3 Meter breiten Stück Zeug bestehen, das durch Umlegen der Enden und Annähen der Ränder in Taschen verwandelt ist. Diese Alforjas werden entweder über und hinter den Sattel, oder bei belasteten Thieren über eines der Bündel gelegt und enthalten vor Allem eine Bata mit Wein, d. h. einen kleineren oder größeren Schlauch, der aus Leder gefertigt, innen ausgepicht und außen mit hölzernem oder hörnernem Mundstück versehen ist und ohne welchen man selten einen Reisenden in Spanien trifft. Die Eßwaaren hat man gewöhnlich in einem Gefäß aus Weißblech, welches Fiambrera genannt wird und mit einem übergreifenden

Deckel versehen ist. Die sehr beliebten Oliven verwahrt man in kleinen Körbchen, Esportillas genannt, die meist aus den Blättern der sehr häufigen kleinen Küstenpalme gar niedlich und zierlich gemacht werden. Das Brod legt man lose in die Alforjas, jedoch darf man es nicht allzu lange darin liegen lassen, da es sehr leicht trocken wird. Mit diesen Vorräthen ausgerüstet, zu denen wohl noch einige Orangen als Nachtisch und ein Säckchen Gerste für die Reit- und Lastthiere kommen, tritt man in aller Frühe seine Tagereise an und kehrt nicht eher als im Nachtquartiere ein.

Jetzt, nachdem der Leser die verschiedenen Transportmittel in Spanien kennen gelernt hat, gehen wir zu dem zweiten, für den Reisenden nicht minder wichtigen Punkte über, zu dem Unterkommen, welches demselben für die Nacht geboten wird.

Hier sind zuerst — wir haben natürlich hier nicht die Hauptreisetouren und Hauptstädte im Auge, sondern wie bisher das Innere des Landes — die sogenannten Fondas zu erwähnen, welche in mancher Beziehung viel Aehnlichkeit mit unseren Hotels haben, nur nicht so großartig eingerichtet sind. Jedoch darf man sich nicht wundern, wenn man nicht in jeder Stadt eine Fonda findet, denn auch dieser Zweig der Industrie ist in Spanien erst seit einigen Jahrzehnten heimisch. In kleineren Städten werden die Fondas noch vielfach durch die nur Spanien eigenthümlichen Casas de huespedes ersetzt, welche ungefähr unseren Pensionen entsprechen, indem der Reisende in irgend einer Familie, die darauf eingerichtet ist, Woh-

nung, Unterhalt und Bedienung gegen eine täglich bestimmte Summe erhält. Gewöhnlich werden diese Casas de huespedes, welche sich durch Firmen oder durch das Anbinden eines Stückes weißen Papieres an die Stäbe des Balkons der betreffenden Zimmer kenntlich machen, jedoch nur von solchen Fremden aufgesucht, welche sich längere Zeit an diesen Plätzen aufhalten.

An den Chausseen und auch wohl in den Städten begegnet man häufig den sogenannten Mesones oder Paradores, welche so ziemlich die Stelle unserer gewöhnlichen Herbergen einnehmen und stets mit Ausspannungen verbunden sind. Ihr Haupterforderniß sind geräumige Stallungen und große Hausflure, sowie Schuppen zur Beherbergung der Fuhrwerke. In ihnen finden die Galeros und Carromatos ihr Nachtquartier, die Reisenden Unterkunft bis zur Ankunft der Diligencen, und der Mayoral sowie das andere Diligencenpersonal ihr Frühstück oder Mittagsmahl. Die Bequemlichkeiten, die sie dem Reisenden bieten, sind in der Regel nicht weit her, das Essen ist schlecht und theuer.

Die Wirthshäuser der kleineren Landstädte und Dörfer bilden die Posadas, in welchen die Arrieros gewöhnlich einkehren. Auch für den Reisenden stehen wohl ein oder zwei Zimmer offen, aber für des Leibes Nothdurft und Nahrung hat man selbst Sorge zu tragen, da man sich hier nicht damit abgibt, Speisen für die zusprechenden Reisenden zu verabreichen. Jedoch gibt es auch in dieser Klasse der Wirthshäuser viele Abstufungen, es gibt Posadas, wo man nur der Wirthin die nöthigen Andeutungen

zu geben braucht, worauf selbige für alles Weitere sorgt, und andere, wo man der Posadera (Wirthin) alle einzelnen Bestandtheile des zu bereitenden Mahles einzeln übergeben und die Zubereitung überwachen muß, falls man nicht fasten will. So erzählt ein Reisender, der des Abends spät in der einzigen Posada eines miserablen Dorfes einkehrte: „Nach kurzer Berathung mit dem Mayoral und den Reisegefährten vertheilten die Reisenden sich in den wenigen Gassen des Dorfes und gingen von Haus zu Haus, dieser nach Eiern, jener nach einem Huhn, der dritte nach Reis, Brod und Wein u. s w. fragend, wobei sich der faul am Feuer sitzende Wirth wirklich herbeiließ, den Reisenden jene Häuser anzudeuten, in denen seiner Meinung nach das Gewünschte wohl zu haben sein dürfte."

Auf viel Bequemlichkeiten in den Posadas darf der Reisende also nicht rechnen, er muß mit dem zufrieden sein, was ihm geboten wird. Aber findet er auch keine Lebensmittel für sich vor, so kann er doch für seine Thiere in jeder Posada Stroh und Gerste bekommen, freilich nicht für einen sehr billigen Preis. Die Arrieros und sämmtliche den niederen Ständen angehörige Reisende übernachten in diesen Posadas, in dem großen, zum Auf- und Abladen bestimmten Raum, der zugleich Hausflur und durch den an einem Ende befindlichen Herd auch Küche ist. Die Arrieros machen sich ihr Nachtlager aus den Packsätteln ihrer Thiere, deren Hauptbestandtheil stets ein großes, mit Stroh gefülltes Kissen ist, andere Reisende schlafen auf dem Strohboden, wo sie sich in das Stroh

einwickeln. Sind für besser situirte Reisende wirklich Zimmer und Betten vorhanden, so darf man seine Anforderungen natürlich nicht zu hoch stellen. Das Bett, welches Catre genannt wird, ist von der Konstruktion eines Feldstuhles und mit Leinen oder dergleichen überspannt. Hierauf kommt eine Matraze von Stroh oder Wolle und ein Betttuch nebst Kopfkissen, welches man, wenn man nur ein wenig heikel ist, am besten thut, ohne weitere Prüfung bei Seite zu legen. Zum Bedecken dient der Mantel, den ja jeder Reisende bei sich führt. Sind keine Zimmer vorhanden, so läßt sich wohl die Wirthin durch einiges freundliches Entgegenkommen bewegen, dem Reisenden auf eine der gemauerten Bänke am Herde eine Matraze zu legen. Viele Leute, welche solche Reisen oft zu machen gezwungen sind, führen stets ihre eigene Matraze, in Gestalt eines großen Sackes aus Leinenzeug, bei sich, welcher Abends in den Posadas mit Stroh gefüllt und früh wieder entleert wird. Mit solcher Matraze und einer Zalea, d. h. einem Schaffelle, woran noch die Wolle befindlich, welches am Tage über dem Sattel liegt und bei Nacht auf die Strohmatraze gebreitet wird, läßt sich ein ganz erträgliches Lager herstellen.

Noch niedriger als die Posadas stehen die Ventas, welche gewöhnlich in unbewohnten Gegenden, weit entfernt von Dörfern und Städten da liegen, wo eine Tagereise zwischen öfters besuchten Ortschaften endet. Diese kaum mehr Wirthshäuser zu nennenden Spelunken bieten noch weniger Bequemlichkeiten als die Posadas, und man erhält, wenn man müde und hungrig Abends in die Venta

einkehrt, auf die Frage, was es zu essen gebe, häufig genug die Antwort: „Hay de todo, lo que Usted traëga — es ist Alles vorhanden, was Sie mitbringen."

In früheren Zeiten waren die Ventas übel berüchtigt als Schlupfwinkel der Räuber und Briganten, jetzt aber erinnern oft nur noch die Namen dieser Häuser an die früher mit dem Besuch derselben verbundenen Gefahren, wie z. B. Venta del muerte (Venta zum Todtschlag), Venta del punyal (Venta zum Dolche) u. dergl. mehr.

Die Preise, welche man in den spanischen Wirthshäusern für das Nachtlager zu zahlen hat, sind mäßig; für ein Zimmer mit Bett zahlt man in Posadas und Ventas pro Person und Nacht gegen 4 Realen = 85 Pfennig. Für die Lebensmittel, wie z. B. Reis, Kartoffeln und dergleichen, fordern die Wirthe dagegen unverschämt hohe Preise, wenn sie, wie gesagt, überhaupt etwas geben.

Vor Allem sind es drei Hauptpunkte, die zum Reisen im Innern Spaniens unbedingt nothwendig sind; mangelt nur einer von diesen, so lenke der Reisende lieber seine Schritte anders wohin. Jene Punkte sind: eine passende Jahreszeit, eine eiserne Gesundheit und eine unzerstörbare gute Laune. Die größten Extreme von Hitze und Kälte sind oft an einem Tage zu bestehen. Im Frühling und Herbst können plötzliche unerwartete, heftige Regenschauer den Reisenden überraschen. Im Sommer ist die Temperatur zwischen 10 und 4 Uhr sehr heiß, das Thermometer zeigt um die Mittagszeit im Juli und August sehr oft zwischen 30 und 40 ° C., dann weht plötzlich am Nachmittag ein kalter trockener Nordostwind über die Ebene;

bei Sonnenuntergang kühlt sich die Luft oft erstaunlich ab und selbst in den heißesten Sommermonaten wird es während der Nacht bisweilen empfindlich rauh.

Was die Gesundheit des Reisenden anbelangt, so muß er gegen alle Erkältungen geharnischt sein, aber auch einen Magen haben, der viel vertragen kann; sodann darf er ein Nachtlager nicht verachten, das in Deutschland einem Hunde zu miserabel sein würde. Dabei nur immer gute Miene zum bösen Spiel gemacht! Nachgiebigkeit und Geduld ist wohl auf jeder Reise nöthig, aber doch besonders in Spanien, weil es im Charakter des Volkes liegt, nicht gedrängt und zur Eile getrieben werden zu wollen. Der Spanier will seine Arbeit thun, langsam auf seine eigene Weise und zur eigenen Zeit; es ist ungeheuer leicht, den Spanier sanft zu leiten, aber ungemein schwer, ihn plötzlich und hart zu treiben, ganz wie beim Maulthier.

Nach allem diesen sieht man ein, daß eine von den Eisenbahnlinien sich entfernende Reise in Spanien kein Touristenvergnügen ist, und erst ein völliger Umschwung der dortigen Verkehrsverhältnisse stattfinden muß, soll die pyrenäische Halbinsel — von einigen Hauptrouten abgesehen — ein Ziel für Vergnügungsreisende werden.

Die vier ungleichen Brüder.

Skizze
von
L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Die vier Brüder, mit denen sich die vorliegende Schilderung beschäftigt, gehören weder der Geschichte noch irgend einem Naturreiche an, und doch sind sie so alt wie unsere Erde; jeder trägt sein eigenes Gepräge und weicht in seiner äußeren Erscheinung von den übrigen ab; alle vier stehen sich überhaupt fern hinsichtlich ihrer Lebensthätigkeit, obgleich sie eng mit einander verbunden sind und alle Jahre bei uns einkehren. Es sind, wie der Leser wohl schon errathen haben wird, die vier Jahreszeiten.

Beobachten wir nicht jahraus jahrein, wie eine aus der anderen sich entwickelt und eine in die andere übergeht, und doch eine jede ein besonderes Bild uns bietet? Nirgends auf der Erde zeigen die Jahreszeiten eine ausgeprägtere Form, als in den mitteleuropäischen Ländern und besonders in unserem lieben Vaterlande, wo wir von Kindesbeinen an gewohnt sind, sie als die Zeiten des Erwachens, der Lebensfülle, des Entschlummerns und des Todes zu betrachten. Daher kommt es auch, daß gerade

der Deutsche überall, wohin er sich auch wenden mag, die Zusammengehörigkeit mit seiner heimathlichen Natur mit sich nimmt und in stillen Stunden sich dem Sehnen nach dem mütterlichen Boden überläßt.

In den frühesten Zeiten, lange vor unserer Zeitrechnung, kannten unsere Vorfahren nur zwei Zeiten des Jahres, die auf ihr Gefühlsleben einen besonderen Eindruck machten, Sommer und Winter, und die Mittwinternacht und Mittsommernacht bildeten zugleich die Mitte zwischen diesen beiden Jahreszeiten. Allein schon zur Zeit des römischen Geschichtsschreibers Tacitus unterschieden die Germanen drei Jahreszeiten: Lenz, Sommer und Winter, und erst, nachdem Obst, Wein und andere Früchte in Deutschland eingeführt worden waren, die erst im Nachsommer genießbar werden, fügte man die vierte Jahreszeit, den Herbst, als die Zeit der Obst- und Weinernte hinzu; und seitdem hat sich nichts mehr in ihrem rechtmäßigen Bestand geändert.

„Veränderung ergötzt," sagt ein altes Sprichwort, und es hat seine volle Berechtigung. Denn nichts ist ermüdender und geistig abspannender, als die Eintönigkeit einer ewig gleichen Witterung. Nur der frische, frohe Wechsel der Erscheinungen der Natur ist im Stande, auf unser gesammtes Geistesleben einen günstigen Einfluß auszuüben und die Spannkraft nicht erlahmen zu lassen.

Wie mächtig wird doch in dem Menschen das Sehnen, wenn einmal die Zeit der Erstarrung, der Winter, um einige Wochen länger anhält, und wie groß dann seine Freude, wenn die weiße Schneedecke zu schmelzen beginnt,

und die milde Jahreszeit ihren Einzug feiert. Wir wundern uns darum nicht, wenn wir heute noch in manchen Gegenden Deutschlands der Sitte begegnen, den Winter bei seinem Scheiden als den Tod der Natur in der Gestalt einer ausgestopften Figur zu begraben, in's Wasser zu werfen oder auch auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, und dann lustig mit dem Gesange heimzukehren:

„Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder,
Das Leben ist zu Hause geblieben,
Drum singen wir fröhliche Lieder!"

Und obgleich man weiß, daß sich der eisige Bursche nicht so leicht hinaustreiben läßt, ohne zu versuchen, durch diese oder jene Thür wie der Dieb in der Nacht wieder hereinzubrechen, so wird doch Alles rings um uns lauter und heiterer, und aus allen Fenstern und Thüren steckt man bei dem weicheren, milderen Lüftchen die Köpfe heraus, nickt sich freundlich zu und bringt dem wieder einziehenden Lenze den Bewillkommnungsgruß dar. Draußen aber in den Gärten und Wäldern verkünden die bereits aus der Ferne zurückgekehrten Herolde den Einzug des Frühlings; von Ast zu Ast, von Baum zu Baum läßt der muntere Edelfink sein helltönendes „Pink Pink" erschallen und sucht der bald nachkommenden Gattin sein trautes Plätzchen zu bereiten; von hoch oben aus den höchsten Wipfeln der Bäume dringt das lustige Geschwätz einzelner Staare an unser Ohr. Unten aber auf dem Boden, wo das wieder frei gewordene Wasser, aus der engen Bahn

des Bächleins heraustretend, eine kleine Versumpfung bildet, aus der kleine freie Stellen wie Inselchen emportauchen, wächst wohl überall in unserem Vaterlande das niedliche Goldmilzkraut (Chrysosplenium alternifolium), dessen zu gleicher Höhe emporstrebende zarte Aestchen die grünlich-gelben Blümchen tragen.

Auf sicher gelegenen trockenen Waldstellen erscheint fast gleichzeitig das rauhblättrige Lungenkraut (Pulmonaria officinalis) mit seinen anfangs rosafarbenen und nach dem Oeffnen blau werdenden Röhrenblüthen. Am Saume des Waldes, sowie in Gebüschen und Hecken geht der zierliche Gilbstern (Gagea lutea) auf, dem bald auch sein nächster Verwandter, der Ackergilbstern (G. arvensis) nachfolgt. Mehr verbreitet als diese zeitigen Frühlingspflanzen zeigt sich die truppweise beisammenstehende Hain-Anemone (Anemone nemorosa), die sich der fruchtbaren Waldblößen und Wiesen bemächtigt, auf deren noch schlummerndem Rasen ihr zarter dreiblättriger Stengel mit je einer nickenden, sternartigen, weißen Blume emporstrebt. Ueberall aber in ihrer Nähe erhebt sich der in blasses Gelb gekleidete Himmelschlüssel (Primula elatior), und gar leise, so daß wir es nicht vernehmen, neigen unten auf dem nassen Boden unter dem Gebüsch die reizenden Schneeglöckchen am frischen, glänzenden Stengel die schneeweißen Glocken herab und läuten den lieben Frühling ein.

Ja, der Frühling feiert sein Auferstehungsfest; allenthalben beginnt es zu knospen und zu sprießen, und überall entwickelt sich aus der winterlichen Erstarrung heraus neues Leben und Weben. Und wie draußen in der Wäl-

dern, auf Wiesen und Feldern, so beginnt auch eine große Umwandelung in unseren Gärten. Schon entfalten die violetten und safranfarbigen Crocus auf den Beeten ihre prächtigen Blumen, um den bald kommenden stolzen Tulpen, Hyazinthen oder Narzissen die Bahn zu brechen, und unter dem Grase schaut bereits hier und da ein lieblich duftendes Veilchen bescheiden hervor; wir eilen, es zu pflücken, und freuen uns stets, daß es schon da ist, da der immer noch rauhe West mit seinem zarten Dufte in grellem Widerspruche steht.

Und wie wir das Vorwärtsschreiten des Lenzes von Woche zu Woche unten auf dem Boden beobachten können, so sehen wir auch die unendliche Fülle von Lebenskraft sich über unseren Häuptern entfalten. Die in der Erde sich ausbreitenden Wurzeln unserer Bäume saugen aus dem Boden den befruchtenden Lebenssaft in sich ein, und dieser steigt im Innern der Pflanze von Zelle zu Zelle aufwärts bis zu den äußersten Spitzen der Zweige; die Knospen schwellen an und nehmen täglich an Umfang zu, bis die entwickelte Blüthe sich an's Tageslicht hervorwagt. Und unter diesen sind es besonders der Haselnußstrauch und die Weide, die Pappel und Erle, die unter den Bäumen den Eintritt des Frühlings bezeichnen, und die ihre unansehnlichen Blüthenkätzchen schon hinaus in die noch zweifelhafte Märzluft stecken, wenn ihre Blätter bisweilen noch Wochen lang ruhig in ihren Knospen schlummern. Erst wenn diese ihre Bande zersprengt haben und sich frei entfaltet dem Sonnenlicht entgegenstrecken, beginnt im Innern des Baumes der große Prozeß, den wir das Wachsthum nennen.

Immer mehr fangen die Wiesen zu grünen an, sie scheinen sich alle Mühe zu geben, ihr schmutziges Winterkleid abzulegen, und der Frühling sucht Blümchen von fast allen Farben in den grünen Mantel zu sticken, der sich bald über sie ausbreiten wird. Auf den Feldern aber schließen sich die Wintersaaten mehr und mehr zu einem grünen Sammet aneinander, und auf den Rainen sprossen die saftigen Blätter der Gräser immer dichter zwischen den Moosen empor, deren Herrschaft hier nun zu Ende geht.

Und je mehr das grüne Gewand der Natur sich ausbreitet und je bunter es ringsum wird, desto lauter ertönt auch das Frohlocken und Jubeln. Eine Vogelart nach der anderen kehrt aus dem warmen Süden zurück, wohin sie vor Winters Anfang eine unbekannte Macht von uns hinwegführte, und läßt ihr bekanntes Stimmchen erschallen. Die Roth- und Weißkehlchen stellen sich ein mit den übrigen kleinen Sängern und beleben die ausschlagenden Bäume und Sträucher; auf den Feldern schwingt sich an heiteren Tagen schon die frohe Lerche wirbelnd in die Lüfte empor, und um unsere Wohnungen herum kreisen die lieben Schwalben.

Wenige Wochen reichen hin, um Wunder zu verrichten. Der wetterwendische April bringt uns zwar noch einige Schneegestöber, aber die längeren und wärmeren Tage brechen endlich den letzten Rest seiner Macht, und mit Frohlocken schreiten wir in den goldenen Wonnemond, den lieben Mai hinein. Rings um uns wetteifern die Bäume, einander im jungen leuchtenden Blätterschmuck zu überbieten; nur der Eiche und der Erle ist es noch nicht ge-

lungen, sich in ihrem neuen Gewande zu zeigen, während die Buche bereits in der vollen Pracht ihrer Belaubung dasteht.

Immer weicher und lauer wird die uns umgebende Luft, und unter ihrem wohlthuenden Einfluß entwickeln sich bald die übrigen Blumen des Lenzes, die ihn dann meist auch bis an seine Grenze begleiten. Ich erinnere hier nur an die verschiedenartigen Storchschnabelgewächse (Geranium), die nun nacheinander zum Vorschein kommen, an die schönen Lichtnelken mit ihren bald rosenrothen, bald weißen Blumen, an das liebliche Vergißmeinnicht, an die hochaufstrebenden Spiräen mit ihren großen weißen Blüthendolden, an die kräftig duftenden Maiblümchen, deren weiße Blüthenträubchen uns aus dem Schatten der Sträucher entgegenleuchten, und an den würzigen Waldmeister.

Und wie die Pflanzen, so folgen auch die Insekten, Weichthiere und die höher stehenden Lebewesen der Einwirkung der erwachten Natur; von den Getreidefeldern schallt uns am frühen Morgen der muntere Wachtelschlag entgegen, während Abends im hohen Wiesengrase das fremdartige „Arrp-Schnarrp!“ der Wiesenschnarre (Wachtelkönig) erklingt, und aus dem dichten Gebüsch das flötende Lied der Nachtigall unsere Schritte hemmt. Vom Morgen bis zur einbrechenden Nacht singt und pfeift und summt und zirpt es um uns her, und wie oben auf den Bäumen das Eichhörnchen lustig von Ast zu Ast hinüberspringt, so bricht auch unten der Maikäfer aus seinem dunklen Gefängniß hervor und steigt schnurrend empor nach dem dichtbelaubten Gezweig

Allein wenn der Mäher mit der Sense zur Wiese schreitet, die Heuernte zu beginnen; wenn mit dem saftig grünen Grase auch die Tausende bunter Blumenköpfchen fallen; wenn an lauen Abenden die Johanniskäferchen (Leuchtwürmchen) wie leuchtende Funken uns umschwärmen, dann sehen wir auch die blauen Glockenblumen überall zum Vorschein kommen, um dem Frühling den Scheidegruß zu läuten. Niemand sieht ihn gehen, wie Niemand den Sommer kommen sieht, und dennoch sind wir uns bewußt, daß der Lenz vorüber ist.

Ueberall sehen wir eine üppige Pflanzenfülle, die nicht mehr nebeneinander wächst, sondern auf- und übereinander empor wuchert. Der buschige Waldrand ist fast undurchdringlich; bogige Brombeerranken und wilde Rosen, das zudringliche Klebkraut (Galium) und die schön belaubten Hopfengewinde bedrohen unsere Füße mit Stacheln und lästigen Schlingen. Die Höhe des Pflanzenlebens ist im Großen erreicht und alles Unschöne mit blühendem Leben zugedeckt. Doch wenn auch mit Eintritt der neuen Jahreszeit die schöpferische Lebenskraft noch nicht nachläßt, so machen sich doch bald Gegensätze bemerkbar, die bis dahin kaum hervortraten. Die vom Winter dem Boden hinterlassene Feuchtigkeit ist aufgezehrt, und die Pflanzenwelt bleibt nunmehr der Fürsorge der Wolken und dem nächtlichen Thau überlassen. Dadurch wird das bisher über das Land fast gleichmäßig ausgebreitete Grün allmählig unzusammenhängend und lückenhaft, und neben den bewachsenen Stellen zeigen sich dürre, kahle Flächen.

Ein anderes Merkmal für den Eintritt des Sommers

finden wir in dem sogenannten Sommertriebe mancher Bäume, deren Belaubung bis Ende Mai vollkommen entwickelt ist. Der Sommertrieb entlockt ihnen aber noch einmal einiges junge Grün; die Endknospen öffnen sich und senden einen neuen Trieb aus, dessen junge, anfangs hellgrüne Blätter den Bäumen noch einmal ein jugendliches Frühlingsansehen geben und das ernste Grün der älteren Blätter auf einige Zeit in einen duftigen, hellgrünen Schleier einhüllen, bis auch sie denselben dunklen Ton angenommen haben, wie die alten.

Begünstigt durch die immer mehr steigende Wärme, entwickelt sich jetzt das zahllose Heer der Insekten, besonders der Fliegen und Mücken, in erstaunlicher Weise und tummelt sich in bunten Schwärmen zwischen den Pflanzen herum. Auf dem lauen Wasserspiegel des Waldsee's, dessen Ränder von hohem Schilfe eingefaßt sind, schwimmen die ansehnlichen Herzblätter der mandelduftenden Wasserrose (Nuphar luteum), die ihre Blume auf dickem Stiele aus dem Wasser emporhebt, und nicht weit davon leuchtet vielleicht auch deren Schwester, die weiße Seerose (Nymphaea alba) in zauberischer Schönheit uns entgegen. Ueber der nassen Fläche schweben langbeinige Schnaken und buntfarbige Libellen hin und her, während unten im Schilfe der kunstfertige Rohrsänger behend in sein stilles Nestchen schlüpft.

Gewiß ein schönes Bild, das vor unseren Augen sich ausbreitet; und dennoch vermag es nicht den tiefen Eindruck auf unser Gemüth zu machen, wie weit weniger großartig entwickelte Naturbilder kurze Zeit vorher. Die

drückende Schwüle, die uns in Schweiß badet, hemmt nicht nur unsere körperlichen Bewegungen, sondern sie lähmt auch den Flug des Geistes, und wie die kleinen sonst so munteren Sänger verstummen und unter die schützenden Blätter der Zweige sich verbergen, wenn sie nicht gerade beschäftigt sind, ihren Kleinen eine erhaschte Beute zuzutragen, so suchen auch wir ein schattiges, kühles Plätzchen, um uns der unmittelbaren Einwirkung der fast senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen zu entziehen. Ja, wir fühlen es, wir befinden uns in der Mitte des Sommers, und wir sehen es zugleich auch an den Stellen, an denen früher die nun abgestorbenen Kinder des Frühlings uns begrüßten, die jetzt aber meist von Pflanzen besetzt sind, deren gedeihliche Entwickelung eine größere Wärme erfordert.

Ohne Zweifel zeichnen sich die eigentlichen Sommerblumen durch eine außerordentliche Farbenpracht aus. Betrachten wir nur auf den Wiesen die mannigfaltigen Nelkenarten, in den Wäldern den blauen Sturmhut, die große Glockenblume oder auch den purpurrothen Fingerhut, auf den Feldern die himmelblaue Kornblume und die glühenden Kohlen gleich leuchtenden Blumen des Ackermohns. Eine ebenso satte Färbung entwickelt sich unter den heißen und hellleuchtenden Sonnenstrahlen auch in der Insektenwelt, und wenn schon der metallisch glänzende goldgrüne Rosenkäfer unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, so thun dies nicht minder die schön gefärbten Schmetterlinge, die schillernd von Blume zu Blume flattern, um sich bewundern zu lassen.

Allein bald ist der höchste Gipfel der Lebensfülle überschritten; die Farbe der Hoffnung verbleicht von Woche zu Woche immer mehr, und der sonst schöne Rasenteppich durchzieht sich mit einem schmutzigen Gelb und Braun. Die weiten Getreidefelder zeigen uns fast nur noch fahle, abgestorbene Halme mit abwärts sich neigenden Aehren und Rispen. Und wenn dann der Schnitter sich naht, die Ernte zu beginnen, wenn die Felder, ihres Schmuckes beraubt, kahl vor uns sich ausdehnen, und der Wind über die Stoppeln dahinfegt, so überkommt uns bereits das Gefühl, als ob der Sommer sich schon wieder entferne und die Zeit des Entschlummerns sich einstelle. Denn wie keine Jahreszeit sich nach unserem Kalender richtet, so geht und kommt auch der Herbst ganz nach seiner Laune.

Meist zögert er noch, und wir bedürfen auch noch einige Zeit der größeren Sommerwärme, damit die saftigen Baumfrüchte reifen, und die Trauben den nöthigen Zuckergehalt in sich aufspeichern. Selbst die nahrhaften Knollen und Wurzeln, die ja einen beträchtlichen Theil unserer Fluren einnehmen, sind in der Entwickelung noch zurück und dürfen im Wachsthum nicht unterbrochen werden, so lange das Kraut und die Blätter nicht welken. Sowie aber die Blumen verschwinden, die eine nach der anderen, und die lieben Vögel sich reisefertig machen, um über das Meer gen Süden zu wandern, nimmt auch das Laub der Wälder eine andere Färbung an und auf den Wiesen sproßt noch einmal ein kurzes Leben hervor und verkündet als Zeitlose den vollen Einzug des Herbstes.

Die Wärme wird nun nicht mehr lästig, die Witterung zeigt sich beständiger, und die Luft ist klarer, als bisher.

Mit dem Zurückweichen der Wärme und dem allmähligen Schwächerwerden der Lichtwirkung entschlummert nach und nach das Leben ringsum immer mehr. Das buntfarbige Laub flattert wirbelnd von den Bäumen herab und bildet auf dem Boden einen weichen Teppich; die letzten Blumen neigen ihre welken Köpfchen und bereiten sich vor auf den langen Schlaf. Eine lautlose Stille herrscht in den Wäldern, nur dann und wann unterbrochen durch das eigenthümliche Huschen und Geknister, das durch das behende Klettern der Eichhörnchen und anderer kleiner Kletterthiere erzeugt wird. Die Kriechthiere, Insekten und Schnecken haben sich meist schon im Schoße der Erde ein Schlummerplätzchen aufgesucht, und in stillen Nächten vernehmen wir bereits den Flug der aus dem hohen Norden kommenden Vogelschaaren, die unseren ihnen vorausgeeilten kleinen Sängern in die südlichen Gegenden nachziehen.

Der Herbst ist bald völlig eingezogen, und alles Leben scheint entschlummert; nur in den jungen Knospen der Bäume sieht der Kundige es sich noch regen und unmerklich ein neues Dasein vorbereiten, weshalb ja auch der Herbst zum Vater des kommenden Lenzes wird. Dennoch zaudert und schleicht der absterbende Herbst bei den mehr und mehr abnehmenden Tagen nur langsam dahin, bis endlich sein Zögern dem Winter unbequem wird. Voll Ungeduld treibt dieser dann den kalten Nordwind über die Fluren und durch die Wipfel der Bäume, daß auch die letzten vergilbten Blätter zu unseren Füßen durcheinander krei-

seln, oder er überrascht uns auch selbst als erstarrender Frost in dunkler, stiller Nacht, um auch in unseren Gärten noch die letzten sorgfältig behüteten Reste von Leben zu zerstören.

Nicht mit einem kühnen Griff also, sondern meist erst nach wiederholten Einfällen und Kämpfen gelangt der deutsche Winter zur Herrschaft, und wir erkennen dieselbe gewöhnlich erst dann an, wenn der Erdboden unter einer dichten Schneedecke ruht, und die Wasser mit einer Eisrinde überzogen sind. Und wie öde und traurig wäre ein Winter ohne Schnee! Gewiß würde er uns ebenso unschön und unnatürlich vorkommen, wie ein Lenz ohne das hoffnungsvolle Grün.

Ein langersehnter Regen wird mit Dankbarkeit als eine milde Wohlthat begrüßt, ein Regenbogen, ein prächtiges Morgen- oder Abendroth als wunderbare Schönheit angestaunt; das großartige Nordlicht, das majestätische Gewitter werden mit bangem Schauer bewundert, aber mit Freudenjubel allein wird der Schnee empfangen, dieses milde, heitere Meteor, das Niemand erschreckt, das auch dem zartesten Wesen selten ein Leid zufügt, das sich so gern zum Spielgefährten der Jugend herabläßt. Und nicht blos der Kinderwelt, auch den Erwachsenen ist der Schnee eine liebe Erscheinung, ist doch die weiße Hülle nicht ein Sterbekleid, sondern ein warmhaltendes Bett, das die Natur über Millionen ihrer Kinder breitet, ein schmückender Teppich, der das fahle Braun der verblichenen Wiesen und Felder verhüllt und der Landschaft ein feierliches, festliches Ansehen verleiht.

Ein Südländer ist nicht im Stande, sich von der Schönheit unseres Winters eine Vorstellung zu machen; allein noch weit weniger vermag er sich über den Einfluß Rechenschaft zu geben, den diese so verrufene Jahreszeit auf unseren Charakter, auf unsere geistige Entwickelung ausübt. Abgesehen von dem Genuß, den uns die Landschaft im Winterkleide bereitet, ist es vor Allem das gesellige Element, dem wir gern einen Theil der langen Winterabende widmen, und da der mütterliche Schoß der Erde ringsum nur Tod und Erstarrung zeigt, so finden wir in der Geselligkeit den Boden, wo der Winter seine Blüthen treibt.

Je näher aber die Weihnachtszeit heranrückt, um so mehr offenbart sich auch das tiefe Gemüth des Deutschen. Alles hofft und bereitet sich heimlich vor, in sinniger Weise die Wünsche der Seinigen zu erfüllen. Und könnte denn auch das schöne Fest der Weihnacht in eine günstigere Zeit fallen, als in den Winter? Deshalb ist es ja bei nördlichen Völkern so allgemein, und gerade der Kontrast der kalten Witterung und der langen Abende gehört dazu, dem strahlenden Christbaume, diesem Sinnbild des siegenden Lebens, die rechte Weihe zu geben.

Der aufregenden Weihnachtsfreude schließt sich die mitten durch den frohen Jubel hindurch dringende ernste Bedeutung des Neujahrsfestes an, und die zwischen beiden liegende Woche ist im ganzen Jahr am meisten im Stande, das Einerlei des Lebens zu durchbrechen und zu verklären. Kaum haben wir jedoch die so bedeutungsvolle Zeit dieser Feste im Rücken und sind uns bewußt geworden, daß sich

die Werke des Winters doch nur ergänzend an das anschließen, was seine Brüder vor ihm begonnen, so regt sich auch mit dem allmähligen Zunehmen der Tage das erste Zucken unserer Hoffnung auf den neuen Lenz.

Lärmend und polternd sandte der Winter die Novemberstürme als seine Herolde voraus, und mit denselben Zeichen rückt in den Märzstürmen der Frühling an. Und das Toben dieser Stürme klingt uns wie eine frohe Musik. Wir sehen schon im Geiste die stattlichen Kastanienknospen schwellen, die Thierwelt wieder erwachen, die jetzt noch unten im kühlen Mutterschoße schlummert, und die Vögel alle zu uns aus der Ferne zurückkehren mit ihrem lustigen Singsang, denn der Kreislauf ist vollendet und ein neuer hebt nun an, der mit wenigen Abänderungen in derselben Weise sich abspielt.

Mannigfaltiges.

Eine Gaunerprobe. — Zwischen Lord Wessely, zu Anfang der dreißiger Jahre englischem Gesandten in St. Petersburg, und dem Fürsten Zuboff entstand eines Tages ein Streit über die Geschicklichkeit der englischen und russischen Taschendiebe, und der Lord behauptete, daß die Londoner unübertrefflich seien. Der Fürst bestritt dies und wettete, er werde dem Lord durch Petersburger Gauner alle seine Orden von der Brust nehmen lassen, ohne daß er es merken solle, und zwar am hellen Tage auf offener Straße. Der Lord sollte sich nur verpflichten, während dreier Tage von 12 bis 1 Uhr einen Spaziergang mit all' seinen Orden zu machen.

So gewarnt, und mit dem Entschluß, vor jeder verdächtigen Annäherung sich zu wahren, begann der Lord seine Promenade. Er war noch nicht lange gegangen, als sich ihm ein Arbeiter in den Weg stellte und erklärend in die Höhe wies. Vom Dache hing ein Dachziegel an einem Strick herab, als Anzeige, daß oben Arbeiter beschäftigt seien. Der Lord blickte hinauf und der Arbeitsmann suchte sich ihm ziemlich ungeschickt zu nähern. Blitzschnell fuhr es dem Engländer durch den Kopf, daß es ein verkleideter Gauner sein könne, und er wich aus. In der Miene des verkappten Arbeiters war der Aerger deutlich zu lesen. Lachend ging der Lord weiter, aber nicht lange, so verfolgten ihn bettelnde Kinder, und während er ihnen etwas reichte, kam ihm ein Betrunkener sehr nahe. Der Lord war auf seiner Hut

und wich rasch zur Seite. Der Betrunkene taumelte weiter, nahm aber bald einen natürlichen Gang an. „Aha," dachte der Lord, „das war der zweite Versuch."

Nach einigen Schritten sah er einen großen Menschenhaufen, in dessen Mitte ein Droschkenkutscher mit einem Herrn über eine Differenz wegen des Fahrgeldes stritt. Der Lord mußte sich durchdrängen, und der Herr, auf den Fuhrmann schimpfend, suchte sich dem Briten, wie aus Versehen, zu nähern. „Nummer drei!" murmelte dieser und schob ihn bei Seite. Plötzlich schlug es ein Uhr, der Spaziergang war beendet, und der Lord kam mit allen Orden zu Hause an.

Am Abend traf er den Fürsten im Englischen Club und erzählte ihm lachend, wie ungeschickt man es angefangen habe, ihn zu berauben. Der Fürst schien betreten und ärgerlich.

„Nun, wir wollen sehen, was Sie morgen erfinden," sagte der Lord beim Fortgehen.

„Ich sehe wohl, Mylord, Sie sind schwer zu überrumpeln," meinte der Andere nachdenklich.

Am anderen Tage sah sich der Lord von allerlei Leuten verfolgt und umgeben. Man umschlich ihn, Entgegenkommende kehrten um und gingen wieder dicht an ihm vorbei. Ein Herr brachte ein seidenes Schnupftuch und meinte sehr höflich, der Lord habe es wohl fallen lassen. Ein blonder, hübscher Junge wollte ihm durchaus merkwürdige englische Drucke verkaufen. Der Lord, ein Freund von seltenen Büchern, gerieth auch in der That in Entzücken, als er die schönen Exemplare sah, aber plötzlich besann er sich und machte lächelnd eine abwehrende Handbewegung. In einer Parterrewohnung zerbrach dicht neben ihm ein Fenster, ein Knabe war in augenscheinlicher Gefahr, hinunterzustürzen und erhob ein Zetergeschrei, der Lord sprang hinzu, bemerkte aber plötzlich einen Strick (obwohl durch die Fenstergardinen geschickt verborgen) am Fuß des Jungen, und

ließ den kleinen Verräther zappeln, denn die ihn umlungernden Gestalten, die auf das Geschrei ebenfalls herbeistürzten, hätten offenbar den Augenblick benutzt, ihn zu bestehlen.

„Recht sinnreich," sagte der Lord am Abend zu seinem Gegner, „recht hübsch ausgedacht, und dazu hatte der Knabe eine solch' sprechende Aehnlichkeit mit meinem eigenen Sohn in England — ich hätte wirklich beinahe unsere Wette vergessen."

„Ich gestehe," sagte der Fürst kleinlaut, „ich gebe die Wette so gut wie verloren; meine Verschworenen haben ihren letzten Trumpf ausgespielt, sie haben vergeblich auf Ihr Steckenpferd, alte Bücher, vergeblich auf Ihr Vaterherz spekulirt. Ich will Ihnen meine Schuld gleich bezahlen."

„O nein," sagte der Lord, „die Bedingungen sind noch nicht erfüllt; ich muß noch einmal eine Promenade machen, dann erst kann ich die Wette als regelmäßig gewonnen betrachten."

Am nächsten Tage begann dann der Lord seine letzte Wanderung; aber keines von den verdächtigen Gesichtern wollte sich ihm zeigen. Er wurde durchaus keiner besonderen Anstalten gewahr, legte seinen Spaziergang ruhig und ungefährdet zurück und war fast schon zu Hause angelangt, als aus einem Thorwege seines Nachbarn, eines vornehmen polnischen Grafen, ein großer Leiterwagen mit Möbeln und Hausgeräth herausschwankte. Es wehte ein heftiger Wind, ein Bettpfühl war etwas „offenherzig" und es regnete eine Menge Daunen auf den Lord nieder. An der Thür des Grafen standen zwei gallonirte Diener, die sich sogleich bereitwillig zeigten, den Lord von den Federn zu befreien.

„Ist euer Herr zu Hause?" fragte der Lord.

„Jawohl," antworteten die Diener und säuberten ihn dabei.

„Nun, so gehe ich gleich hinauf."

Als er oben anlangte, fand er Gesellschaft, unter Anderen

auch seinen russischen Fürsten, der auf ihn zutrat. „Was?" rief dieser laut lachend, „ohne Orden?"

Der Lord sah nieder, stürzte zu einem Pfeilerspiegel. Fort waren sie bis auf den letzten!

„Aber wer? Aber wo?" rief er. „Ich bin mit keinem einzigen Menschen in Berührung gekommen, außer mit den Livreebedienten des Grafen."

„Ich habe gar keine Livreebedienten," sagte dieser lachend.

„Beruhigen Sie sich, Mylord," setzte Fürst Zuboff hinzu, „es waren meine ehrlichen Gauner."

„Nun — allen Respekt! Sie haben es wenigstens schlau angefangen, während die von gestern und vorgestern doch wirklich nur Pfuscher und Stümper waren!"

„Sie sind im Irrthum, Mylord," rief der Fürst, „die Leute hatten strengen Befehl, sich plump zu stellen, um Sie desto sicherer zu machen."

„Ich habe meine Lektion erhalten," sagte der Engländer, „hier bezahle ich sie und verspreche Ihnen, von nun an besser von den Petersburger Gaunern zu denken." v. W—w.

Ein fixer Baumeister. — Nicht blos in der Gegenwart wird schnell gebaut, nein, auch in früheren Zeiten wurden — wenn Eile zur Bedingung gemacht war — große Gebäude, Monumente u. dergl. mit überraschender Schnelligkeit und dabei in soliderer Weise als heutzutage fertig gestellt. So wurde im Jahre 1781 das prachtvolle Théâtre de la Porte St. Martin zu Paris von dem Architekten Louis in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Monaten erbaut. Das alte Opernhaus war kurz zuvor abgebrannt, und es mußte für die Unterbringung der großen Oper so schnell als möglich Sorge getragen werden. Dies war der Grund, weshalb der Bau der Porte St. Martin sofort in Angriff genommen wurde und so große Eile erforderlich machte. Man hatte dem Architekten zur Fertigstellung

drei Monate zugestanden. „Gebt mir die nöthigen Kräfte," sagte er, „das sind soviel Arbeiter, als ich beanspruche, und ich stelle das Gebäude in zwei Monaten fertig." Und er hielt Wort. Der Vertrag wurde unterzeichnet; Louis verlangte, daß man ihm vorläufig 300 Arbeiter zur Verfügung stelle. Man bewilligte ihm die doppelte Anzahl, darunter 400 Zimmerleute. Der Architekt ließ nun zuvörderst durch 200 Wallarbeiter das Erdreich aufgraben, den Boden ebnen, abstecken und festschlagen. Darüber ging die erste Nacht hin. Inzwischen waren 200 Zimmerleute in Eilwagen nach Fontainebleau gefahren, eine gleiche Anzahl begab sich nach St. Germain en Laye, um daselbst das Bauholz herzurichten. Es war am dritten Tage um vier Uhr Nachmittags, als der erste Wagen mit Bauholz in Paris anlangte. Dies waren die ersten Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen. Am fünften Tage machte sich der Architekt daran, den Plan für das Theater, den Saal ꝛc. zu entwerfen. Am folgenden Morgen um acht Uhr fanden sich sämmtliche Lieferanten ein, und der Architekt zeichnete nun den Plan zum Theater, sowie den zu dem Saale und den übrigen Abtheilungen desselben, den Zuschauerraum sammt sämmtlichen Sitzen, Logen, Foyers ꝛc. auf. Nachdem sämmtliche Anwesende sich mit dem Entwurf einverstanden erklärt, wurde der Grund zu dem Gebäude gegraben. Der Architekt theilte die Arbeiter in drei Abtheilungen, von welchen jede acht Stunden arbeiten sollte, Tag und Nacht, die Einen die Anderen ablösend. 600 Personen waren jederzeit beim Bau beschäftigt. 3500 arbeiteten dafür in den verschiedenen Werkstätten; als täglicher Lohnsatz war für die Zimmerleute und Maurer zwölf Franken ausgesetzt, die Handlanger und gewöhnlichen Arbeiter erhielten für den Tag acht, für die Nacht neun Franken. Nach 58 Tagen war der Bau vollendet; nun aber wurde Seitens der Werkmeister zwölf Tage Zeit beansprucht, um das Gerüst fortzuschaffen. Sie stellten diese Forderung — wie sie vorgaben —

um Unglücksfälle zu verhüten, die bei zu schneller Abtragung der Gerüste leicht entstehen könnten, in Wahrheit aber wohl nur, um dem Architekten, von dem sie sich geschädigt glaubten, zu einer Konventionalstrafe zu verhelfen, die er, wenn die zwölf Tage zugestanden worden wären, unweigerlich — wegen Ueberschreitung der ausbedungenen Zeit um neun Tage — hätte zahlen müssen. Allein Louis durchschaute ihre Absicht, er suchte in aller Stille um die Bewilligung einer Kompagnie Soldaten nach, erhielt diese, setzte eine große Menge von Stricken, Tauen und Seilen in Thätigkeit und riß in 20 Minuten das ganze Gerüst ein. In zwei weiteren Tagen war das mächtige Gebäude sowohl außen als innen fix und fertig. Die gelegentlich seines hundertjährigen Bestehens im Jahre 1881 angestellte Untersuchung des Theaters hat ergeben, daß es trotz der Schnelligkeit, mit welcher es gebaut worden, doch an Festigkeit anderen mit größerem Zeitaufwande errichteten Gebäuden nichts nachgibt. Hmn.

Gelehrteneifer. — Einer allgemeinen Annahme zufolge ist die Zerstreutheit eine Eigenthümlichkeit der Gelehrten, besonders der großen Gelehrten. Indeß spricht man bei ihnen mit Unrecht von „Zerstreutheit"; sie sind nur von einem Gedanken derart eingenommen, daß alles Andere, was um sie her vorgeht, sie nicht kümmert und vollständig gleichgiltig läßt; es ist daher sehr begreiflich, wenn Jemand, der sich in diesem Zustande befindet, darüber auch Essen und Trinken vergißt. Zerstreutheit hingegen ist jener Zustand, wenn Jemand an alles Mögliche denkt, ohne jedoch zu einem klaren Entschlusse zu kommen, ohne auch nur eine der ihm vorschwebenden Ideen zu verwirklichen. Diese eigentlich Zerstreuten werden indeß selten die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse vergessen, und auch dies unterscheidet sie von jenen Anderen. Wer sich also von einem Gedanken beherrschen läßt und diesen auszuführen sich bestrebt, kann unmöglich „zerstreut" genannt werden, sondern nur Derjenige, welcher an Vieles auf

einmal denkt, in dessen Hirn die Gedanken chaotisch durcheinander wogen. — Zu jenen großen Gelehrten, welche, sobald ihr Kopf von irgend einer herrschenden Idee eingenommen ist, nichts sehen und hören, was um sie her vorgeht, gehörte auch der ebensowohl durch seine große Menschenfreundlichkeit einerseits, wie andererseits durch seine auf dem Gebiete der Medicin berühmte Schrift „Ueber die Bräune", wie endlich durch seine Forschungen und Entdeckungen in der Astronomie hochverdiente Gelehrte Heinrich Olbers, welcher 1840 zu Bremen starb. „Er war — wie ein Dichter von ihm sagt — in den Eingeweiden der Himmelskinder (der Sterne) ebenso zu Hause, wie in denen der Erdenkinder." Von ihm wird Folgendes erzählt. Eines Tages bedurfte er eines Buches, welches er in seiner Bibliothek vergebens suchte. Ohne zu bedenken, daß er barhäuptig war und nur Hausschuhe an den Füßen hatte, verließ er seine Wohnung und eilte unter strömendem Regen zu einem Freunde, um das betreffende Buch von diesem zu leihen. Allein auch der Freund besaß es nicht, machte ihm aber die Mittheilung, daß es sich in der Stadtbibliothek zu Hamburg befände. Kaum hatte Olbers diese Auskunft erhalten, als er, noch immer unbedeckten Hauptes und mit den vom Regen gänzlich zerweichten Hausschuhen an den Füßen, ohne auf den Rath seines Freundes, sich doch erst vollständig anzukleiden, zu achten, auf einen zufällig gerade nach Hamburg fahrenden Leiterwagen kletterte und mit diesem nach der alten Hansestadt fuhr. Hier endlich wurde sein Wunsch erfüllt, und der berühmte Gelehrte kam nach zweitägiger ununterbrochener Fahrt nach Bremen zurück, um seine Arbeit fortzusetzen. Hmn.

Gute Lebensregeln hat einst der berühmte deutsche Großkaufmann Astor in New-York († 1848), in Plakatform gedruckt, an seine Angestellten vertheilt. Es sind folgende: Ringet tapfer im Leben. — Prüfet sorgsam bis in's Kleinste eure Geschäfte. — Seid schnell in allen Dingen. — Verwendet wohl eure Zeit. — Erwäget

bedächtig, entschließet euch sicher. — Strebet kühn immer nach vorwärts. — Ertraget mit Geduld, was euch Verdruß schafft. — Haltet die Unbescholtenheit heilig. — Lüget niemals. — Machet keine unnützen Bekanntschaften. — Versuchet nie mehr zu scheinen, als ihr seid. — Bezahlet prompt eure Schulden. — Karget nicht mit dem Gelde, wenn's Noth thut. — Vermeidet starke Getränke. — Zählet nie auf den Zufall. — Verlieret niemals den Muth. — Schließlich: Arbeitet mit Eifer und ihr könnt des Erfolges sicher sein. — Wer nach diesen Regeln handelt, wird gewiß in der Welt das erreichen, was man sein „Glück machen" nennt. H. Th.

Die Rosse Friedrich's des Großen. — Wie an schönen Hunden, so hatte Friedrich der Große auch an vortrefflichen Pferden ein großes Wohlgefallen. Der englischen Rasse gab er den Vorzug. Sporen trug er nie, wollte er die Pferde schlagen, so traf er sie mit seinem Krückstock zwischen die Ohren. Die Zahl seiner Rosse schwankte zwischen 60 und 100. Die besten nahm er mit in's Feld und die Uebrigen ließ er, je nach Bedarf, nachkommen. Oft wurden in den Schlachten ihm Pferde unter dem Leibe verwundet oder getödtet, so bei Hohenfriedberg, bei Czaslau, bei Hochkirch, bei Kunersdorf, bei Liegnitz und bei Torgau. Lieblingsrosse waren: der Mollwitzer „lange Schimmel", der schon seinem Vater gedient hatte, ferner der Cäsar, ein Rothschimmel, der ungehindert im Lustgarten des Potsdamer Schlosses umherging und so an den König gewöhnt war, daß er ihm auf die Parade in Potsdam folgte, weshalb der König nicht selten die Soldaten eine andere Wendung machen ließ, wenn Cäsar gerade im Wege stand; sodann der Condé, ein Fliegenschimmel, ein Wallach von schönem Bau, ganz tückenlos, immer munter und so frei von Furcht, daß er sich vor keinem Gegenstande scheute und im heftigsten Kanonendonner völlig ruhig blieb. Der Condé gehörte zu den zehn Pferden, die gewöhnlich in Sanssouci standen, der König ließ ihn sich fast täglich vorführen und fütterte ihn

jedesmal mit Zucker, Melonen und Feigen. Der Schimmel verfolgte den König bis in sein Zimmer, ja einmal kam er bis in den Saal von Sanssouci, wo er einige Tafeln des Fußbodens zertrat. Dieses alte Leibpferd starb 1804 38 Jahre alt. Noch gehörten zu den Lieblingspferden der Choiseul, der Kaunitz, der Brühl und der Pitt. Ein sehr schönes Pferd, Namens Bute, das der englische Minister Bute dem Könige geschenkt hatte, mußte, als dieser 1762 den König im Stiche gelassen und ihm die Hilfsgelder entzogen hatte, zur Strafe mit den Mauleseln Orangenbäume ziehen. C. T.

Das fehlende Schwänzchen. — Als der Kaiser Alexander im Jahre 1821 die Militärkolonie in der Krim besuchte, trat er um die Mittagszeit in jedes einzelne Kolonistenhaus ein, um zu sehen, wie die Leute lebten. Ueberall fand er auf dem Tisch eine gute Mahlzeit angerichtet, bei welcher ein gebratenes Ferkel die Hauptrolle spielte. Fürst Wolchonsky, der den Kaiser begleitete, argwöhnte eine Täuschung durch die Militärverwaltung, schnitt unbeachtet in einem Hause dem Ferkel das Schwänzchen ab und steckte es in die Tasche. Im nächsten Hause stand richtig wieder ein gebratenes Ferkel auf dem Tisch, aber es fehlte ihm richtig auch das Schwänzchen. Da äußerte der Fürst gegen den Kaiser: der Braten scheint ein alter Bekannter zu sein, und als der Kaiser fragte, was er damit meine, zog er das fehlende Schwänzchen aus der Tasche und paßte dasselbe dem Ferkelchen an.

Der Braten war nämlich immer rasch aus einem Hause in das andere befördert worden. Aber Fürst Wolchonsky hatte bitter zu bereuen, was er gethan; nicht nur wurde der Administrator jener Militärkolonie sein Todfeind, auch dem Kaiser mißfiel die Enttäuschung, und Wolchonsky zog sich seines Herrn völlige Ungnade zu. C. T.

Eine Grabschrift. — In der Domkirche zu Canterbury in England befindet sich das Grabmal des „Schwarzen Prinzen“,

eines der tapfersten Heerführer von England. In voller Kriegsrüstung mit Helm und Panzerhemd ruht das eherne Bild auf dem Grabstein; dabei befindet sich die eigenthümlich schöne, von dem Helden selbst verfaßte Grabschrift:

„Ich nannte mein manch' prächtiges Gewand,
Viel Schätze, Häuser, muthige Pferde, Land
Und liege jetzt doch, aller dieser Hab'
Und hohen Standes ledig, hier im Grab.
Und sähst Du jetzt mich, der einst doch so hehr,
Ich glaub', Du kenntest sicher mich nicht mehr,
Und wüßtest nicht, hätt'st Du dies nicht gelesen,
Daß ich ein Mensch, geschweig' ein Prinz gewesen." L. M.

Strafe der Weinpantscher in früherer Zeit. — Die ruchlose Verfälschung des Weines mit Bleizucker ist schon seit Jahrhunderten bekannt, und auch bis heute ist selbst die strengste Gesetzgebung nicht im Stande gewesen, diesem Frevel gänzlich ein Ende zu machen. In Württemberg erging 1696 ein Edikt dagegen, das aber wenig fruchtete, denn eine obrigkeitliche Bekanntmachung der Regierung in Stuttgart vom 10. August 1706 lautet wörtlich: „Obwohlen über die in den Reichsconstitutionen enthaltenen heylsamen Verordnungen in anno 1696 das Weinfälschen sowohl mit dem Lithargyrio (Bleiglätte) als anderen schädlichen Tincturen, von neuem bey namhafter Geldstraffe, als auch nach Befinden der Dinge bey Ehren-, Leibes- und Lebensstraff in diesem Herzogthum verbotten worden, so hat sich jedoch vor weniger Zeit erfunden, daß ein Küfer, Hans Jakob Ehrai genannt, sowohl in einigen Orten dieses Herzogthums, als der nahe gelegenen Reichsstadt Eßlingen und anderswo die hochverpönte Verfälschung mit denen ziemlich schlechten und sauren 1702er und 1703er Weinen abermalen zu practiciren unterstanden. Wie nun in gepflogener genauer In-

quisition sich ergeben, daß darauf hin und wieder etliche Personen an ihrer Person merklichen Schaden erlitten, einige auch gar daran gestorben seynd, als ist ihm zu wohlverdienter Straffe in allhiesiger Residenzstadt der Kopf abgeschlagen, auch die von dergleichen verbottenen Weinkünsten zusammengeschriebene Büchlein aboliret und durch den Henker öffentlich verbrandt; sonsten auch durch Vernichtung und Auslaufung der adulterirten Weine fernerem Unheil vorgebeugt worden." R.

Unbeabsichtigt. — Als König Ludwig XVIII. im Jahre 1814 nach Paris zurückkehrte, wollte der Minister Berry die Soldaten der alten Garde günstig für ihn stimmen, und schenkte eines Tages vor der Parade einem Bataillon, von dem es bekannt war, daß es besonders treu zu dem abgesetzten Kaiser Napoleon gehalten hatte, fünf Louisd'or, damit die Soldaten beim Erscheinen des Monarchen „Es lebe der König!" rufen sollten. Aber die Leute riefen, als der König vorbeiritt: „Vivat sieben ein halber Sous!" So viel hatte nämlich jeder der Soldaten bei der Vertheilung des Geldes erhalten. M. L.

Gute Antwort. — Der Bürgermeister von Gmünd hielt einst eine etwas langathmige, aber patriotische und gediegene Ansprache an den König Ludwig I. von Bayern, welcher schon etwas ungeduldig ward, als der Bürgermeister noch auf die Viehzucht der Gegend zu sprechen kam. Der Advokat Warmuth aus Würzburg, welcher im Gefolge des Königs war, glaubte dem Letzteren einen Gefallen zu thun, wenn er den Bürgermeister unterbrach. Er fragte ihn daher mitten in seiner Rede, was denn hier zu Lande die Esel kosteten. Der Bürgermeister merkte sofort die Absicht und antwortete zum größten Ergötzen des Königs kurz gefaßt: „Wenn sie von Ihrer Größe sind, sicher 25 Gulden!" W. L.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.